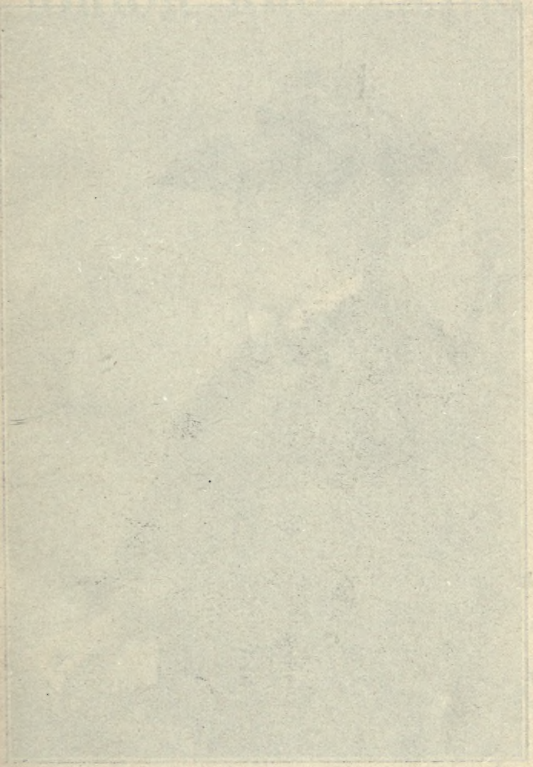
Diebig

Simson und Delila

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Clara Viebig

Simson und Delila.

Eine Novelle

von

Clara Viebig.

Mit der Dichterin Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder.

10 26 89
23/6/10.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Von C. Viebig sind im Verlage von Egon Fleischel & Co. Berlin W, folgende Werke erschienen:

Romane: Rheinlandstöchter — Dilettanten des Lebens — Es lebe die Kunst — Das tägliche Brot — Das Weiberdorf — Die Wacht am Rhein — Vom Müller-Hannes — Das schlafende Heer — Einer Mutter Sohn — Absolvo te.

Novellen: Kinder der Eifel — Vor Tau und Tag — Die Rosenkranzjungfer — Naturgewalten.

Theater: Barbara Holzer. Schauspiel — Pharisäer. Komödie — Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Clara Viebig.

Es war im Dezember 1897, da las ich zum ersten Male etwas von der Dichterin Clara Viebig, das Bild aus der Eifel „Am Totenmaar". Diese kurze Probe großen Könnens genügte, mein Interesse zu wecken. Ich fühlte, da war etwas, das zu großen Hoffnungen berechtigte, so etwas Urwüchsiges, ungemein Frisches, Bodenständiges. Besonders reizte mich auch die ausdrucksvolle Benutzung des Dialekts, nach den andern Dichtungen zu greifen. Und ich habe es nicht bereut . . .

Heute, nachdem Clara Viebig schon in weiten Kreisen bekannt geworden, ist es ungemein schwer, über ihre Kunst etwas zu sagen, was von andern nicht schon gesagt worden wäre. Man hat nicht die Freude wie beim Hinweisen auf einen aufgehenden Stern; es fehlt einem das so Beglückende der Entdeckerfreude. Und doch freute ich mich, als mir der Verleger der Volks-Bücherei den Auftrag gab, diese Einleitung zu schreiben, weil ich damit eine Dankespflicht erfüllen kann gegen eine Dichterin, der ich so manchen echt künstlerischen Genuß verdanke.

Die Zahl der Werke Clara Viebigs ist jetzt schon so groß, daß ich gar nicht daran denken kann, alle, auch die Novellen, eingehend zu würdigen; ich will im allgemeinen nur den Gesamteindruck festzuhalten suchen, den sie bei mir hervorriefen. In ihrem ersten Werke, der Novellensammlung „Kinder der Eifel" erfreute ich mich an der Kraft, mit der die Dichterin die Menschen ihrer Heimat und diese Heimat selbst gezeichnet hat. Es war

mir, als wanderte ich in dieser düsteren, an Stürmen reichen, einsamen, zum Sterben öden Landschaft, die aber auch wieder prangende Wälder hat und herrliche Ausblicke auf das Moseltal mit seinem wonnigen Leben, in dieser eigenartigen Gegend, die Clara Viebig so sehr liebt, in der ihr jedes Fleckchen vertraut ist, die sie kennt, wie ein Kind das Antlitz seiner über alles geliebten Mutter; es war mir, als ständen sie vor mir, die Menschen dieser Landschaft, voll schroffster Gegensätze wie ihre Heimat, ebenso elementar in der Liebe wie im Haß, die hier beide mit Naturgewalt hervorbrechen wie die tobenden unterirdischen Gewalten, die den Boden der Eifel geformt haben. In dem Roman „Rheinlandstöchter", der kurz nach der Novellensammlung im Frühling 1897 erschien, sind das Beste die auf dem Boden und unter den Menschen der Eifel sich abspielenden Szenen. Sie hauchen einen kräftigen Erdgeruch aus und sind von packender Wirkung selbst auf den, dem der Roman mit seiner manchmal hastigen und abgerissenen Darstellung als Kunstwerk nicht genügt. Man merkt es diesem Romane an, daß ihn eine Anfängerin schrieb; aber es war eine Anfängerin von höchster Begabung, die es nur noch nicht gelernt hatte, die ungeheure Fülle von Stoffen, die auf sie eindrängte, die sie, mit ungemein scharfer Beobachtungsgabe begnadet, in sich aufgenommen hatte, künstlerisch zu verwerten. Berthold Litzmann betont in einem Aufsatze über Clara Viebig (Lit. Echo, III. Jahrg. Nr. 5), daß einzelne Partien Phantasie und Sympathie des Lesers vielleicht gerade deshalb völlig in den Bannkreis der Schöpferin des Romans „Rheinlandstöchter" ziehen, weil aus ihnen eine, vom streng künstlerischen Standpunkt genommen, zu stark ausgeprägte Subjektivität mit dem erschütternden Klang persönlichster Bekenntnisse spricht.

Schon im nächsten Jahre ließ die Dichterin zwei neue Bücher folgen, die Novellensammlung „Vor Tau und Tag“ und den Roman „Dilettanten des Lebens“. Beide Werke haben keinen großen äußeren Erfolg gehabt; sie bedeuten aber auch für die Entwicklung der Künstlerin nicht so viel, wie manche Kritiker glauben machen möchten. Wohl waltet in dem Roman, in dem es sich wie in den „Rheinlandstöchtern“ um Kämpfe handelt, die keinem Mädchen, keiner Frau unserer Tage erspart bleiben, die den starken und berechtigten Drang haben, alle in ihnen schlummernden Kräfte zur Entfaltung zu bringen, und die dabei auf Schritt und Tritt mit ihrer Umgebung und mit ihrem eigenen ungestümen Ich in tödliche Konflikte geraten, wohl waltet in diesem Roman schon eine straffere Einheit. Doch aber gab die Dichterin mit ihm noch nicht ihr Bestes, auch hatte sein Inhalt trotz Verlegung des Schauplatzes der Begebenheiten nach Berlin mit dem des ersten Romans zu viel Gemeinsames. „Wer Clara Viebig aus den beiden ersten Werken, den Bahnbrechern, liebgewonnen hatte, der begegnete zwar hier denselben sympathischen Zügen wieder, und vor allem in dem Roman offenbarte sich der tüchtige Kern ihrer Persönlichkeit, der Ernst und die Tiefe einer gesunden charakterfesten Frauennatur in einer Weise, die der Dichtung fast den Stempel einer Konfession aufzudrücken schien. Aber wenn auch technisch ein gewisser Fortschritt über die „Rheinlandstöchter“ hinaus nicht zu verkennen war, so fehlte doch der neue Trieb, der ein inneres Wachstum und Reifen der künstlerischen Persönlichkeit bekundete.“ Kurz gesagt: Der Roman wirkte wie ein Tritt auf der Stelle; er war kein Schritt vorwärts auf der so verheißungsvoll betretenen dichterischen Laufbahn. Und ähnlich war's mit der Novellensammlung, die trotz aller großen Vorzüge doch zu wenig neue Züge

aufwies. Beide Bücher waren nur geeignet, den guten Eindruck, den Clara Viebigs erste Dichtungen hervorgerufen hatten, zu befestigen, weniger aber, ihn zu vertiefen.

Wie ernst Clara Viebig es mit ihrer Kunst nimmt, das bewies ihr nächster Roman. „Es lebe die Kunst!" ist ein Markstein ihrer künstlerischen Entwicklung. Aus dem geborenen naturalistischen Talent ist eine künstlerische Persönlichkeit geworden, die aber an Ursprünglichkeit und Frische nichts eingebüßt hat. Der im Frühling 1899 erschienene Roman ist ebenfalls ein Bekenntnisroman. Berthold Litzmann sagt über dies Werk in dem schon erwähnten Aufsatze kurz und treffend: „Es handelt sich nicht nur um das Bekenntnis einer sympathischen, tapferen, leidenschaftlich ringenden Frauengestalt, wie andere auch, sondern einer bedeutenden Frau, einer ernsten Künstlerin, die aus einer in strenger Selbstzucht erkämpften Welt- und Lebensanschauung heraus etwas zu geben und zu sagen hat, das bleibt." Ein näheres Eingehen, wozu gerade dieser Roman ganz besonders reizt, muß ich mir leider versagen, weil ich die später geschriebenen Werke etwas eingehender würdigen möchte.

Wieder ein Schritt vorwärts und zwar ein ganz gewaltiger war der nun folgende Roman. Die Dichterin kehrte in ihm zur Heimat, zum Schauplatze ihrer ersten Bücher zurück. Nur wenige Romane aus dem letzten Jahrzehnt haben solch zahlreiche Angriffe erfahren, neben rückhaltloser Anerkennung auf der andern Seite wie der Roman „Das Weiberdorf". Und während sich sonst der Streit der Meinungen auf literarische Kreise beschränkt, die breite Masse aber ganz gleichgültig bleibt, hat sich an dem Streite um das „Weiberdorf" sogar das Volk beteiligt, eben das Volk, aus dem die Dichterin Gestalten mit fester Hand herausgriff, um sie in ihr Buch zu bannen.

Richard Maria Werner erzählt in seinem Buche „Vollendete und Ringende“ (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.) von einem Besuche, den er im September 1898 in der Eifel machte (nach dem Erscheinen des Romans im Feuilleton der Frankfurter Zeitung): „Noch zitterte die Erregung nach, in die Clara Viebigs „Weiberdorf“ die Bevölkerung versetzt und fast zu gewalttätigem Eingreifen gegen die Verfasserin hingerissen hatte. Eine wilde Gärung muß geherrscht haben, die für einen Fernstehenden freilich nicht recht zu begreifen ist, aber zeigt, wie genau Clara Viebig den Charakter dieser Menschen studiert und erkannt hat. Das kühne, dem Leben abgelauschte Motiv erhebt sich zu jener Freiheit, die Anzengruber, mit Aristophanes wetteifernd, in seinen „Kreuzelschreibern“ erreichte, und gibt abermals Zeugnis für das elementare Talent der Dichterin.“ Berthold Litzmann nannte in der Bonner Zeitung den Roman ein gutes, ein tapferes Buch, geboren aus reiner Menschenliebe und großem Mitleid und gestaltet mit tiefem Ernst und der erhebenden und läuternden Kraft echter großer Kunst; S. Lublinski aber ging im Kunstwart scharf vor gegen das Werk und nannte es ein „Schulbeispiel des Naturalismus“, an welchem sich die innere Kunstwidrigkeit des Naturalismus offenbare, die auch durch das größte individuelle Talent und die größte plastische Kraft nicht beseitigt und nicht ausgeglichen werden könne. Schroffer können sich Urteile kaum gegenüberstehen, und deshalb habe ich sie hier auch nacheinander wiedergegeben. Anfang und Ende des Romans, dessen Inhalt ich hier nicht mit einigen nüchternen Sätzen wiedergeben mag, sind kraftvolle Darstellungen des Naturinstinkts. Die vielumstrittene Theorie von dem übermächtigen Triebleben des Weibes hat in Clara Viebig eine Verfechterin gefunden, und sie hat den Grundgedanken

in einem düsteren Sittenbilde energisch, furchtlos durchgeführt. Mit herber Ehrlichkeit hat sie den Stoff verarbeitet, unbekümmert um die Anfeindungen, die sie bestimmt erwarten mußte. Nicht frivole Sensationssucht hat die Dichterin getrieben, den Roman zu schreiben, sondern reine Menschenliebe und großes Mitleid. Das größte Unrecht haben der Dichterin jene Kritiker zugefügt, die ihr Buch vom moralischen Standpunkt aus beurteilten, denn „für die Beurteilung eines wirklichen Kunstwerkes kann es eine moralische Frage gar nicht geben, weil in ihm Moral und Unmoral nur als einzelne Elemente des großen Gesamtlebens auftreten". Wohl hat Clara Viebig ein ungemein düsteres Bild aus ihrer Heimat gezeichnet; wie sehr sie aber diese Heimat liebt, das beweist die echte Eifelstimmung, die über dem Ganzen liegt, ja fast aus jeder Zeile zittert. Der Dialekt ist ganz besonders ausdrucksvoll benutzt, und ich freue mich, daß die Dichterin von diesem vornehmsten Charakterisierungsmittel, das auch durch die erdhaltigste Schriftsprache nicht ganz ersetzt werden kann, in den meisten ihrer Dichtungen so ausgiebig Gebrauch gemacht hat.

Ihr nächster Roman trug Clara Viebig nicht solch zahllose Angriffe ein, weil durch seinen Inhalt keine lokalen und konfessionellen Vorurteile und Bedenken, die das Urteil über den Roman aus der Eifel ungemein getrübt hatten, hervorgerufen werden konnten. Der Roman „Das tägliche Brot" ist ein echter Ausschnitt aus dem sozialen Leben Deutschlands in der Gegenwart. Er weist alle Vorzüge der früheren Dichtungen auf und ist frei von deren kleinen Mängeln. Sicher ist die Führung der schlichten, ernsten Handlung; von scharfer Beobachtung zeugt die Schilderung der verschiedenartigsten Verhältnisse; die Charakterzeichnung ist vortrefflich. Dabei vermeidet die Dichterin mit großem Geschick die gefährliche Klippe, ein-

fache Menschen in gröbster Holzschnittmanier zu zeichnen, wodurch gewollte Charakteristik allzuleicht zu ungewollter Karikatur wird. Sie zeichnet vielmehr fein psychologisch, deutet oft nur mit wenigen Strichen an und schafft doch in jeder Figur etwas durch und durch Charakteristisches. Unter den Schülern Zolas in Deutschland nimmt Clara Viebig jetzt unzweifelhaft den ersten Platz ein. Sie hat vor kurzem in einem Gespräch den Einfluß Zolas, besonders seines Romans „Germinal", auf ihr Schaffen zugegeben und ihre Novelle „Die Schuldige" in den „Kindern der Eifel" eine Frucht der Lektüre jenes Romans genannt. Einiges in dem Romane „Das tägliche Brot" ist von so großer dichterischer Gewalt, daß eine Steigerung dieser Kunst kaum denkbar ist. Und doch ist's nicht die große Kunst allein, die den Roman so wertvoll macht. Bleibenden Wert verleiht ihm die Liebe, aus der er geboren ist. Dieser Dienstbotenroman hat keine ausgesprochene Tendenz, denn er ist ein echtes Kunstwerk; und doch ist das Ganze auch wieder eine ernste Mahnung, die nicht unbeachtet bleiben kann, ein soziales Bekenntnis, ein Werk, in dem Clara Viebig ihre ganze Kunst und ihre ganze Menschenliebe für eine gute Tat der Versöhnung eingesetzt hat. Der Ausgang des Romans befriedigt in hohem Maße. Besonders von diesem Buche gilt ein Wort R. M. Werners: „Was geheimnisvoll und rätselhaft unsere Zeit bewegt, wofür wir nach einer Formel suchen, das durchzieht mit kräftigem Hauche die Werke der Dichterin, nicht aufdringlich, nicht tendenziös, nein, ahnend, wie mit zurückgehaltenem Atem."

Dem großen Romane ließ Clara Viebig unter dem Titel „Die Rosenkranzjungfer und anderes" eine Sammlung Novellen und Skizzen folgen. Die meisten bewiesen wieder das große Talent der Dichterin; nur

wenige Stücke verrieten ein Nachlassen der dichterischen Kraft und machten den Eindruck nicht ganz auf der Höhe der früheren Geschichten stehender „Füllsel“. Mit fester Hand griff die Dichterin wiederum ins Leben; scharf umrissen stehen die Gestalten ihrer düsteren oder doch ernsten Geschichten vor uns. Wir sehen ihr Schicksal sich entwickeln aus eigener und fremder Schuld; hart, unerbittlich ist manches, aber fast alles voll tiefer, innerer Wahrheit. Und das ist's, was mich bei Clara Viebig immer wieder fesselt, auch da, wo ich dem behandelten Stoffe wenig Interesse entgegenbringe. Man fühlt, daß die Dichterin sich einem inneren Zwange fügt, wenn sie schreibt, daß sie so schreibt, wie sie muß, wie ihr Genius sie treibt. Nur so konnten diese ernsten, wahren Geschichten entstehen, die den Durchschnittsleser oft so gar nicht „befriedigen“. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wer mehr herauszuhören vermag, als das geschriebene Wort verrät, der liest auch aus vielen dieser Geschichten eine ernste Mahnung heraus, der hört den Schrei vieler zum Schweigen und Dulden verdammter elender Menschenkinder, in dessen Herzen weckt die schlichte, tendenzlose Darstellung Clara Viebigs die Gefühle, von denen das Herz der Dichterin beseelt war, als sie diese Geschichten niederschrieb. Aus reiner Menschenliebe und großem Mitleid sind auch die meisten Erzählungen dieser Sammlung geboren. Die Verschiedenheit der Stoffe, die dem Bauernleben in Posen, dem Leben in der Großstadt Berlin und auf einer Nordseeinsel entnommen sind, erschwert eine allgemeine Charakteristik der Sammlung, über die ich nur noch so viel sagen will, daß die Dichterin überall „zuhause“ ist, daß ihr die Schilderung von Land und Leuten immer gelingt, ob sie nun die Menschen in den Ebenen Posens, im Gewühl der Großstadt oder im Nebel einer

Nordseeinsel ihr Schicksal erleben läßt; daß sie nicht nur das Seelenleben des schlichten Mädchens aus dem Volke enträtselt und mit packender Kraft malt, sondern auch das der vornehmen Dame. Das Buch gab dem Bilde ihrer literarischen Persönlichkeit zwar keinen neuen Zug, aber die kräftigen Linien ihres dichterischen Charakterbildes erfuhren dadurch eine Verstärkung.

Ihren bis heute glücklichsten Wurf tat Clara Viebig mit dem nun folgenden großen Romane „Die Wacht am Rhein". Im Sommer 1902 stand Düsseldorf im Vordergrunde des Interesses. Seine Ausstellung lockte viele Tausende; Festredner und Feuilletonisten priesen seine Gegenwart; in Bild und Wort wurde sein Ruhm verkündigt; Clara Viebig aber erwies der Stadt noch eine ganz besondere Ehre: durch sie bekam Düsseldorf seinen Roman, auf den es stolz sein kann. Die Ausstellung liegt nun schon wie ein Traum hinter uns, die Festreden und Feuilletons hat unsere raschlebige Zeit längst vergessen; der Roman „Die Wacht am Rhein" aber wird noch lange das Interesse für Düsseldorf wachhalten, denn dies kraftvolle Meisterstück wurzelechter und doch wiederum großzügiger Heimatkunst ist ein Werk von bleibendem Werte. Technisch konnte die Dichterin kaum noch gewinnen, auch bedeutet es in meinen Augen wenig, daß der Pessimismus, der in vielen der früheren Werke oft sich etwas gewaltsam auflehnend gegen die bekannte Schönfärberei der alten Romanschule hervortrat, in dem Roman „Die Wacht am Rhein" milder geworden ist. Was ihn über viele Romane unserer Zeit weit hinaushebt, das ist die Weite des Horizontes. „Die Wacht am Rhein" ist ein großes historisches Bild, eine Dichtung, in der mehrere Jahrzehnte deutscher Geschichte frisches Leben bekommen haben. Alles was schon anfing, für uns trockene Historie

zu werden, bekommt in dieser Dichtung wieder Saft und Farbe; wir sehen die geschichtlichen Dinge durch die Augen der Zeitgenossen, die Schmerz und Freude von ihnen erfahren. Im ersten Dezemberheft 1900 der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo" erschien eine autobiographische Skizze von Clara Viebig, in der sie von den zwölf Jahren, die sie als Kind in Düsseldorf verlebte, gar anmutig plaudert. Am Schlusse schrieb die Dichterin: „Es ist mein Wunsch, dies heitere Bild Düsseldorfer Lebens in einem nächsten Romane festzuhalten." Der Roman „Die Wacht am Rhein" ist nun zwar vorwiegend von ernster Stimmung erfüllt; aber es fehlt auch nicht an farbenreichen Schilderungen des heiteren rheinischen Lebens der eleganten Gartenstadt, und man fühlt die innige Liebe der Dichterin zu ihrer zweiten Heimat, zum alten und zum neu werdenden Düsseldorf. Der Roman beginnt im Jahre 1830, als die Düsseldorfer sich noch als „Mußpreußen" fühlten. Der Held des ersten Buches ist der Feldwebel Rinke. Als Protestant und Preuße ist er ein Gegenstand zwiefachen Hasses. Er gewinnt zwar ein rheinisches Mädchen und wird ihr Mann; aber die Gegensätze zwischen ihm und seinen neuen Verwandten werden nicht überbrückt. Die Kluft zwischen preußischem Pflichtsinn und rheinischem Frohsinn ist zu groß. Das zweite Buch schildert den gewaltigen Zusammenstoß entgegengesetzter Anschauungen im Revolutionsjahre 1848. Feldwebel Rinke ist ein pflichtgetreuer, blind gehorsamer Diener seines königlichen Herrn, und gerade er muß es erleben, daß sein von der Mutter und deren Eltern gegen seinen Willen in schlaffer Disziplinlosigkeit auferzogener Sohn ihm als Barrikadenkämpfer entgegentritt, ein unreifer Freiheitsheld. Die Revolutionskämpfe sind mit großer Kraft, mit hinreißender Gewalt geschildert. Rinke, der

seinen Sohn verschont hat, tötet sich. Nach seinem Tode tritt seine Tochter Josefine in den Vordergrund der Erzählung. Ihre Kinder-, Mädchen- und Frauenjahre hat der Leser der beiden ersten Bücher miterlebt und hat nun seine Freude daran, wie sie, früh verwitwet, den Kampf mit dem Leben aufnimmt und ihre Kinder gut erzieht. Josefine und ihr Bruder Friedrich, der sich vom einfachen Schlosser zum bedeutenden Eisenindustriellen emporarbeitet, bedeuten im Gegensatz zu dem „verlorenen Sohn" Wilhelm die Versöhnung. Sie haben das Beste von Vater und Mutter geerbt und beweisen, wie segensreich die Mischung preußischen und rheinischen Wesens sein kann. Aber nicht nur dieser Beweis ist sicher geführt; Clara Viebig zeigt im dritten Buche auch, wie unter dem gewaltigen Drucke weltgeschichtlicher Ereignisse die scheinbar unvereinbaren Elemente zu einem einheitlichen Ganzen werden. Der Krieg gegen Deutschland bricht aus. Wir erleben ihn aber nicht mit den Kriegern im Felde, sondern in Düsseldorf, wo man hofft und bangt um Väter und Söhne, Gatten und Brüder. Wir atmen den beklemmenden Geruch der Lazarette und sind Zeugen echter Opferfreudigkeit. Wir freuen uns mit den Fröhlichen und klagen mit den Betrübten. Dieser letzte Teil des Romans ist das Größte, was Clara Viebig bis heute schrieb. Die Begeisterung der Dichterin für den großen Gedanken der Einigung Deutschlands flammt oft hoch auf und reißt den Leser wahrhaft hin. Die schon oft bewunderte Kunst der Dichterin, durch Kontraste zu wirken, feiert auch in dem Roman „Die Wacht am Rhein" wahre Triumphe. Und wie schön sind ihre Schilderungen, ob sie nun den Einzug des Lenzes schildert oder von der Schönheit des Rheins redet, den sie als Rheinlandstochter in allen Stimmungen belauscht hat, den sie liebt mit ganzer Seele, oder ob sie

das Leben in der Kaserne malt, ein Familienidyll, Barrikadenkämpfe, die Luft des rheinischen Karnevals. Immer spricht eine echte Dichterin, die klar angeschaut hat; und die Psychologie, die nicht nur die Außenseite der Dinge erfaßt, sondern den Menschen ins Herz sah, läßt nicht nur die prachtvollen Hauptgestalten, sondern auch fast gleichgültige Nebenfiguren als echte Menschen erscheinen. „Die Wacht am Rhein" ist eins jener seltenen Bücher, die lange im Leser nachwirken, zu denen man zurückkehren kann, ohne eine Enttäuschung zu erleben. Clara Viebig hat mit diesem Romane bewiesen, daß sie sich auch an ganz große Aufgaben heranwagen darf, daß ihre künstlerische Kraft mit der Größe ihrer Aufgabe wächst. Und darin liegt etwas ungemein Erfreuliches! Jedes neue Werk dieser Dichterin weckt berechtigte Hoffnungen auf ein noch vollkommeneres!

Damit soll nun nicht angedeutet sein, das neueste in Buchform vorliegende Werk Clara Viebigs „Vom Müller-Hannes" stehe höher als der soeben gewürdigte Roman. Es fordert in seiner Eigenart auch gar nicht zu einem Vergleiche mit ihm heraus, weil es sich den Eifeldichtungen anreiht. Mit der Novellensammlung „Kinder der Eifel" tat Clara Viebig den ersten starken Wurf; dies erste Werk war wie eine ausgestreute Saat, die im „Weiberdorf" ährenschwer aufging; und nun ist die Dichterin zum Schauplatz ihres ersten Buches zurückgekehrt. „Urwüchsig ist das Land," schreibt Franz Diederich in der Einleitung zu einer Besprechung der Geschichte „Vom Müller-Hannes", „herb weht die Bergluft über harten Boden, und urwüchsig und herb sind die Menschen, die ihn hart kämpfend bewohnen. In ihre Seele hat sich die Dichterin hineingelebt, und wenn sie von dem Lande und seinen Leuten spricht, so schließt sich zugleich die ganze Kraft ihrer Eigen-

art auf. Sie sucht die Wesen ihres eigenen Temperaments. Aus Stärke und Milde, Strenge und Zartheit ist ihr Inneres gemischt. Das gibt ihrer Leidenschaft Tiefe und Sonnigkeit und zielsuchende Ausdauer, und es bindet ihre Neigung an die Ringenden, die nicht verzweifeln. In der Eifel hat sie solche Menschen gefunden, und so wächst sie mit ganzem Herzen in ihren Eifelgeschichten mit ihnen zusammen." — Sicher ist die Führung der schlichten, ernsten Handlung. Wir sehen den reichen Müller-Hannes von Stufe zu Stufe sinken durch eigene Schuld. Sein Frohsinn, das lustige Lachen, die Gutherzigkeit und die offene Hand, das Leben und Lebenlassen, das Vertrauen auf Treu und Glauben, alles schwindet allmählich aus seinem Leben, zuletzt bricht sogar sein Stolz zusammen. Auf den Niedergang folgt aber ein Aufstieg. Dem Sehenden blieb verborgen, was der erblindete Müller-Hannes nach langem Grübeln und Suchen klar erkennt: nicht andere Menschen, nicht die Verhältnisse, er selber, er ganz allein trägt die Schuld. Die letzten Kapitel der Geschichte sind von einer ganz wunderbaren Schönheit. Die Geschichte vom Fluch des Leichtsinns, der blinden Gutherzigkeit, der Trägheit, die viel vertut und nichts erwirbt, klingt aus in einen Lobgesang auf die Arbeit, auf die Willenskraft. „Nichts Geschenktes und nichts Ererbtes, nur was Erarbeitetes macht froh!" Fränz, die Tochter des Müller-Hannes, ringt sich zu dieser Erkenntnis durch. Ihre Gestalt deutet in die Zukunft; ihre Liebe zu dem erblindeten Vater verklärt sein Bild auch in der Seele des Lesers. Er scheidet von dem Alten und seiner willensstarken Tochter mit dem tröstlichen Gefühl: was der Alte gefehlt hat, die Junge wird's wieder gutmachen, ihr Geschlecht wird wiedergewinnen, was verloren wurde ... Alle Gestalten auch dieser Geschichte sind vortrefflich charakterisiert. Von berückendem Zauber

ist die Schilderung der Landschaft, die alles übertrifft, was Clara Viebig in dieser Beziehung bis jetzt geboten hat. In dem Roman „Die Wacht am Rhein“ trat die Naturschilderung auffallend stark zurück; und nun hier diese farbensatten Bilder! Man fühlt's: Die Dichterin wurzelt doch am tiefsten im rauhen Eifelgebirge. Hier sieht ihr Auge noch viel schärfer als anderswo; sie wird nicht müde, dem Bilde ihrer Eifelheimat immer neue Züge hinzuzufügen, weil sie an ihr hängt mit allen Fasern ihres Herzens. Möchten recht viele den herben Eifelwind, der durch die Geschichte vom Müller-Hannes weht, einatmen; er ist erfrischend und gesund! In einem Gespräche mit Professor Necker (Clara Viebig in Wien. Neues Wiener Abendblatt vom 12. März 1903) hat die Dichterin bemerkt, daß sie den Stoff dem Volksmunde verdankt, aber ein wenig umgestaltet hat. „Mein Müller-Hannes liegt mir recht am Herzen. Ich weiß nicht, warum ich grad' diesen Roman so gern habe — vielleicht weil er in einer Zeit geboren ist, in der ich endlich dazu gekommen bin, das Hastige, Heftige abzutun, und lächeln kann, wo ich sonst geweint! — Die Leute in der Eifel, die Bauern und Müller um Manderscheid, haben mir die Geschichte des Müller-Hannes zugetragen — sie ist noch heute, obwohl zwanzig, dreißig Jahre vergangen, den Leuten frisch, als wäre sie gestern passiert — ich glaube, sie wird zur Sage werden.“ Der kleine Aufsatz enthält auch manche interessante biographische Mitteilung, doch würde es zu weit führen, wollte ich alles hier nacherzählen. „Biographisches ist schwer von sich zu geben; das meiste, was man erlebt an Freud und Leid, steht ja zwischen den Zeilen der eignen Werke“ schrieb mir die Dichterin vor kurzem. Deshalb hat sie in ihrer nun folgenden Selbstbiographie auch fast gar nicht von sich geredet, dafür

aber desto eingehender von ihren drei Heimaten, von denen auch alle ihre Bücher erzählen.

„Ich soll etwas von mir selber erzählen, gleichsam in den Spiegel schauen, und, wie ich mich darin sehe, ehrlich beichten — es fällt mir schwer. Denn so ein einfaches Frauenleben, das am liebsten zwischen den Wänden des eigenen engumhegten Heimes dahinfließt, was kann das wohl an reichen Bildern zeigen?! Es wirft nicht Glanz noch Schimmer ins Spiegelglas; es gleicht der Flut in einer friedvollen Bucht, an der der müde Mann gern sitzt und ruht und lachende Kinder spielen.

Und das, was meine Augen nachdenklich gemacht hat und meinen Mund, trotzdem er gern herzlich lacht, ernst, das was ich innerlich erlebt, das steht ja alles in meinen Büchern; denn welcher Autor spänne nicht eigenen Faden auf seinem Webstuhl und knüpfte diesen an fremde Fäden an und schlänge ineinander und durcheinander, bis daß er selbst nicht mehr weiß, wo Eigenes aufhört und Fremdes anfängt.

Also von *mir* möchte ich nicht reden, wohl aber von dem, was meinem Herzen teuer ist: von meiner Heimat. Vielmehr: von meinen Heimaten. Mir geht's, wie es Onkel Bräsig ging — ich habe „drei Brauten". Und wie ein Mann um die Liebste wirbt, so werbe ich um die drei; aber welche von ihnen meine Madame Nüßlern ist, die Heißgeliebteste und Ewiggeliebte, das verrate ich nicht.

Ich sehe in den Spiegel — — — da fließt klar und leis die liebe Mosel! Wie ein blaues Band schlingt sie sich grünen Bergen eng um die Füße, im schwärzlichen Schiefergestein wachsen Reben, Stock bei Stock, dicht gesetzt, wie im Plattland die Kartoffeln. Weiße Städtchen hüben und drüben, in denen der Frühling früher

und goldner einzieht als anderswo, in denen großdoldiger lila Flieder in Bündeln über bunte Gnadenbilder hängt und tiefbrauner Goldlack und rote Federnelken — alles Farbe, alles Duft.

Und hinter den lachenden Rebenhügeln tauchen die runden Eifelkuppen auf, steil führen die Pfade hinan. Die Ebereschen, die den Chausseerand säumen, lassen weiße Mooszipfel im rauhen Regenwind flattern, ernste Maare ruhen schweigend im vulkanischen Bett, endlose Wälder schlagen die dunklen Wogen um einsame Dörfer, verlorene Heiden träumen im blendenden Sonnenglanz. Jungfräuliches Land noch, das im Dornröschenschlaf des erlösenden Kusses harrt — weltenfern, weltenweit das rührige Leben. Nur Kirchenglocken dröhnen durch die Stille, und der herbe Eifelwind trägt diesen einzigen Klang hierhin und dorthin, allüberall hin.

Die Glocke mit der mächtigsten Stimme hängt zu Trier; da ruft sie vom Dom, eine beredte Zeugin der uralt-eingesessenen, siegreichen Kirche. Und doch ist's nur ein Katzensprung von da zur Porta nigra; Christentum und Heidentum treten sich in Trier fast auf die Füße.

Ich habe mir just den schönsten Winkel der ganzen schönen Rheinlande zum Geborenwerden ausgesucht. In Trier, unweit der „Poort", wie das Römertor im Volksmund heißt, stand meine Wiege; sie schaukelte im Takt mit den frommen Kirchenglocken, ich schlummerte süß bei deren Schall, und doch war ich ein Ketzerkind.

Meine Amme, die schwarze Anna, war eine echte Tochter der Eifel. Als sie in meiner Mutter Wochenstube, hinauf in den ersten Stock, geführt wurde, traute sie sich dort nicht von der Türe fort; es war nicht ländliche Schüchternheit, wie man anzunehmen geneigt war. Die schwarze Anna hatte noch niemals ein Haus mit

mehreren Etagen betreten; nun, da die Dielen unter ihren Nägelschuhen knarrten, fürchtete sie, durchzubrechen, und zitterte für ihr Leben. Auch von der Reinlichkeit hatte sie merkwürdige Begriffe; es dauerte eine ganze Weile, bis man ihr abgewöhnte, auf einen Zipfel der Windel zu spucken und hiermit ihrem Pflegling das Gesichtchen zu waschen.

Mit der trefflichen Milch dieser schwarzen Anna habe ich schon die Liebe zu meiner ersten Braut eingesogen. Tief, tief bis ins Innerste erfüllt die mich, zäh ist sie mir im Herzen eingewurzelt, wie eine starke Tanne im Eifelhorst, fest ist sie, wie der festeste Stein der heimatlichen Felsen. Und wenn ich so ganz still für mich sitze, dann glaube ich oft die Glocken des uralten, heiligen Römertrier zu hören, wie sie voll nnd sonor über die uralte und doch jugendschöne Mosel schwingen und in den Eifelbergen verhallen. Ich höre sie, wo ich auch bin; ihr Klang kommt mir nicht aus den Ohren. Immer wieder rufen sie mich, Jahr um Jahr; ich glaube, sie läuten mir auch bis zum Ende.

Da ich anfing, die Schule zu besuchen, wurde mein Vater als Oberregierungsrat nach Düsseldorf versetzt. Das war eine Veränderung! Von der sanftgleitenden Mosel zum breitflutenden Rhein, aus der Stille des kleinen Trier, wo das Gras zwischen den Pflastersteinen wächst, in das heitere Leben der eleganten Gartenstadt!

Und doch war es nicht das schnellwachsende, großstädtische Düsseldorf der letzten anderthalb Jahrzehnte; man kannte noch jeden, der in der Straße wohnte. Man lief Stelzen und sprang Seilchen vor der Haustür, man kletterte über Gartenmauern und prüfte des Nachbars Birnen; man machte im Abenddunkel „Schellemännkes“ und lauschte klopfenden Herzens, glühend vor Aufregung, hinter dem

nächsten Hausvorsprung auf das Schelten der Magd, die, wütend über das Reißen an der Klingel, öffnete, und, fand sich niemand draußen, noch wütender zukrachte.

Noch flutete der Rinnstein neben dem Trottoir, der hochgeschossene Backfisch hat verschiedentlich nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht, wenn er, entrückten Blickes in die Luft starrend, sich ein märchenhaftes Glück der Zukunft zurechtphantasierte.

Und all die Feste! St. Martins-Abend — „Lustig, lustig, trallerala, heut ist Martins Abend da!“ — die ganze Stadt roch nach Puffertkuchen und wimmelte von Kürbissen und bunten Laternen. Keine Eltern so arm, daß sie ihrem Kind nicht ein buntes Papierballönchen gekauft hätten, in dem das Kerzchen flackerte. Und die Weckmänner auf St. Nikola, Korinthenaugen hatten sie und eine Tonpfeife im breiten Maul! Die Bratäpfel und Kastanien, die in der Herdröhre zischten und knackten, wenn der erste Schnee fiel! Das Suchen nach Sauerampfer und Veilchen auf den Hammer Wiesen! Das Rheinbaden in der primitiven Bretterbude an heißen Sommertagen! Und nicht zu vergessen: das Grundwasser, wenn der Rhein hoch ging!

Was den Eltern höchsten Ärger schaffte, war uns Kindern höchste Wonne. Eine dunkle Flut schwamm im Keller, wir mitten auf dem Weltmeer in einer Bütte, Holzscheite die Ruder; Robinson war nichts gegen uns. Und wenn gar der Rhein unterm Zolltor durchlief, die Straßen der Altstadt überflutete, dem alten Jan Willem auf dem Markt die Füße wusch, die Bewohner der anliegenden Häuser in die oberen Etagen jagte, wenn kreuzende Kähne die Flüchtlinge durch Eimer an der Stange mit Speise und Trank versorgten, dann kannte unser Jubel keine Grenzen.

Und noch lacht mir das Herz, wenn ich der Freuden gedenke, die, zwölf Jahre hindurch, die zweite Braut mir bot.

Mein lieber Vater starb; ich war eben erwachsen, das Bisherige trat zurück. Meine Eltern stammten beide aus der Provinz Posen, daher, wo sich, wie man in dem von der Natur so bevorzugten Rheinland denkt, Hasen und Füchse Gutenacht sagen. Da kam ich nun hin.

Eisenbahn gab es nicht bis zum Gut der Verwandten, der Wagen wartete auf der kleinen Station; endlos ging's durch Sand und Korn und Rübenfelder, und weiter durch Rübenfelder, Korn und Sand. Rebhühner schwirrten auf, wenige Dörfer zeigten sich, die Räder holperten in ausgefahrenen Landweggeleisen, und der Himmel stülpte sich über das flache Land, wie eine Glasglocke über den Teller.

Hier soll ich bleiben?! Fast war's ein Angstruf.

Und doch, wie schön ist auch dieses flache Land! Inseln gleich liegen die Gutshöfe im Meer der Felder, abgeschlossene Reiche für sich, jeder Gutsherr ein König.

Weit schweift der Blick über die nährende Erde: hier wächst unser Brot. Goldene Ähren wiegt der Sommerwind, der Kiefernwald blaut in der Ferne; am Horizont der Ebene sieht man die Sonne aufsteigen und versinken, rosige Wolken schwimmen in verklärtem Glanz.

Meine dritte Braut ist keine Schönheit auf den ersten Blick, man muß sie näher kennen lernen. Und das habe ich getan. Polnisch und deutsch hat sie zu mir gesprochen. Die, freilich nur unoffiziell geschwungene Peitsche mit den verknoteten Lederriemchen, die so empfindlich die gebückten Rücken der Polaki trifft, habe ich ebensogut kennen gelernt, wie das gütig-patriarchalische Regiment, das noch auf dem, weit über hundert Jahre der Familie gehörenden, deutschen Stammgut geführt wird.

Die Kosiniery in Schlapphut und rotem Hemd traf ich im Feld und auch die deutschen Schnitter; fröhliche und verdrossene, aufrührerische und zufriedene, stupide und intelligente Arbeiter sind an mir vorübergezogen. Die Zeit ist mir nie lang geworden. Man bangt vor dem Gewitter und ersehnt tränkenden Regen für das verdorrte Land, man grämt sich wegen der Disteln im Acker und jauchzt jedem glücklich eingebrachten Fuder zu. Die Erntekrone wird dem Herrn vors Haus gebracht, „Nun danket alle Gott!“ erklingt es von unmelodischen Stimmen; gleich darauf quiekt die Fiedel und parpt die Harmonika, der Knecht schwingt die Magd auf der Tenne im Erntetanz, derweil die Alten trinken.

Ich aber schlich mich von dannen, hinter die Scheuer, und weiter über die Äcker bis in den blauen Kiefernwald. Da blieb ich stehen im Heidekraut. Harziger Duft umschwebte mich wie eine Wolke, und in der Wolke kam ein Gruß jener anderen Kiefern, jener rotstämmigen, knorrigen Gesellen, die auf Eifelheiden wachsen. Natur ist immer verwandt, und Bauer ist Bauer, und Mensch ist Mensch.

In West und Ost und am Niederrhein wohnen so meine drei Bräuten. Einer jeden von ihnen gehört mein Herz, einer jeden danke ich viel Glück, allen zusammen aber mein Höchstes — meine Kunst.

Drei Bräuten — und wenn ich's recht bedenke, bin ich Bräsigen doch noch über, ich habe eigentlich vier. Die vierte Braut ist Berlin. Aber nein, was sage ich denn?! Keine Braut! Mit Berlin bin ich — verheiratet!“

Clara Viebig lebt noch in Berlin; an der Seite eines ihr mit tiefem Verständnis ergebenen Gatten genießt sie das Glück einer schönen Häuslichkeit; das liebe Stimmchen ihres fünfjährigen Sohnes Ernst Wilhelm ist ihr die schönste Musik.

Nach dem bisherigen Entwicklungsgange der Dichterin steht fest, daß ihre Bedeutung auf dem Gebiete des Romans liegt. Deshalb notiere ich auch nur kurz, daß sie sich auch im Drama versuchte. Das Drama „Barbara Holzer" zeichnet sich aus durch vortreffliche Charakterzeichnung, hat sich aber ebensowenig wie die Komödie „Pharisäer" einen Platz auf der Bühne erobern können.

Ihr neuestes Werk, der Roman „Das schlafende Heer", ist noch nicht in Buchform erschienen. Mitten in die politischen Gegensätze unsrer Zeit hineingreifend, entrollt Clara Viebig in diesem Werke, das im Oktober 1903 in der Zeitschrift „Über Land und Meer" zu erscheinen begann, farbenreiche Bilder aus dem Kampfe, den das Deutschtum mit dem Polentum in den Ostmarken unsers Vaterlands zu bestehen hat. Ich kann über dieses Werk noch kein abschließendes Urteil abgeben.

Clara Viebig ist eine jener wenigen erfreulichen Erscheinungen, die sich immer reicher entfalten, immer höher entwickeln im Gegensatz zu den Vielzuvielen, die mit einem Erstling große Hoffnungen erwecken, ihren Bewunderern dann aber mit jedem folgenden Werke eine neue bittere Enttäuschung bereiten. Ihr Stern stieg aufwärts, ihr Weg führte sie auf die Höhen der Kunst, sie ist eine Siegerin, die den Platz, den sie sich in so kurzer Zeit errungen hat, auch behaupten wird!

Über das Werk, das hier in einer neuen Ausgabe dargeboten wird, will ich mich nicht äußern. Es mag für sich selbst sprechen und wird hoffentlich viele Leser auch zu den andern Werken der Dichterin hinführen. Ein Wort Clara Viebigs über die Novelle möge den Schluß meiner Einleitung bilden. „Simson und Delila ist in meiner Heimat, oben in den Eifelbergen, entstanden. Die große Einsamkeit des Eifelplateaus in seiner eigen-

artig schwermütigen Schönheit läßt sich nicht beschreiben. Weite Heiden, über die der Wind hinseufzt — kahle Kratergipfel, im ausgebrannten Schlund ein unergründlich geheimnisvolles Maar — malerische Burgruinen in versteckten Tälern — forellenreiche Bäche und menschenleere Hochwälder — das ist Poesie!"

Iserlohn, im Januar 1904.

Ludwig Schröder.

Simſon und Delila.

Auf der Landstraße von Manderscheid nach Kyllburg, eine halbe Stunde von der Neumühle im Grund, knarrt langsam ein Wagen bergan.

Es ist heiß, Hochsommer.

Auf dem Rücken des Pferdes kleben Schmeißfliegen, sie bohren sich ordentlich in das braune Fell ein. Das geplagte Tier schlägt ungebärdig nach rechts und links und wirft den langen Schweif über die Stränge.

„Hott — harrüh!" Der verschlafene Fuhrmann ist abgestiegen und fuchtelt nun mit der Peitsche durch die Luft. „Harrüh, Brauner! Vermaledeites Schmeißzeug! Jeß, es dat en Hitz!"

„Jao, jao!" Sein Begleiter, ein Eifeler Bäuerlein im blauen Leinenkittel, die Hotte auf dem Rücken, wischt sich mit der flachen Hand den Schweiß ab, der ihm, mit Staub vermengt, grau und langsam übers Gesicht sickert. „Waor maacht Ihr heit, Mittler? Noach rum nach Kyllburg? Dat es en heiß Dour for Eier Peerd!"

„Hoa, hoa!" Der Kutscher ist, ohne zu antworten, plötzlich gesprungen und hat den Braunen fester am Zügel gepackt. „Willste ruhig giehn, dau Beest, wat michste for Fisematenten?!"

Das Pferd hat einen Satz zur Seite getan, daß die schweren Säcke auf dem Wagen durcheinander fallen, als seien sie Bälle, und das Mehl, mit dem sie gefüllt sind, wie Puder durch alle Poren der groben Leinwand stäubt.

„Brr, Alder, brr!" Mit Anstrengung zerrt der Fuhrmann das Gefährt vom Rand der Straße zurück, denn steil geht's zur Rechten hinunter; man sieht in ein Meer von grünen, breitästigen Wipfeln, ohne Weg und Pfad zieht sich ein Gewirr von Buchen und Tannen hinan.

Dort hat's gerauscht! Aber kein Hase, kein Reh — ein großer, breitschulteriger Mann in Förstertracht steht plötzlich auf der Straße und lacht, daß es durch die stille Mittagsluft dröhnt:

„Seht Ihr, Mittler, das kömmt dervon, wenn mer sich verschwätzt und net Obacht gibt! Net viel gefehlt und der Gaul hätt' probiert, wie et da unten is — Schlafmützen, paßt doch auf! Wenn Ihr im Winter Holz stehlt, könnt Ihr de Augen besser aufsperren!"

„Dän Hähr Fechter!" Die beiden reißen die Mützen vom Kopf: „Guden Dag, Hähr Fechter!"

Der Angeredete rührt lässig mit der Hand an den Jägerhut, zieht den Riemen der Flinte fester an und schreitet ohne weiteren Gruß mit starken Schritten über die Straße; jenseits im Gebüsch verschwindet er.

Der Fuhrmann ballt die Faust hinter ihm drein: „Dau Schinner — dau Schinnaos! E su de Leit zo erschrecken —" Und dann das Pferd klopfend: „Ruhig, Alder, ruhig!"

„Jao, jao, e su es hän!" Das Bäuerlein seufzt und nickt kummervoll mit dem Kopf: „Uns Könner

dürfen net mieh in de Wald giehn, for Beeren zo ſochen; dän alde Fraleiten, de Streiſel raffen, ſchmeißt hän de Hotten om on om, ſe kennten wat Onrechs drein verſtoch haon! Mer darf och ke bißche Gras mieh for de Ziegen afſchnieden — on ſu es hän alleweil, alleweil kujoneren! Unſen alden Hähr Fechter, dän waor anners — jao, jao, e ſu en Kreiz!"

„Laoßt ſin." Der Fuhrmann legte dem Seufzenden die Hand auf die Schulter: „Laoßt nor ſin, dän Pantenburg, dän krit ſin Afzahlung, ſu waohr ech Johann Mittler heeßen — dat Söhnche, dat Söhnche, dat gitt naoch ebbes! E ſu ne Jong han ech noach net geſiehn! De gans Dag es hän im Wald; ſtatts in de Schul zo giehn, ſtrawätzt hän erum, ke Boom es em zo heih. Sei'm Vatter ſtritzt hän de Haſen für der Naos fort on ſchenkt ſe de arme Leit; dän Hubert kann ald dat Schießen ſo gud als dän Alden ſälwer, on e ſu forſch es hän — on e ſu — ech weeß net wie! De Mädercher kucken als noach em, on hän es noach net gefirmt. Aogen haot hän e ſu ſchwarz wie Vogelkierſchen. Letzt haon ech em geſiehn ze Himmerod on ze Großlittgen, hän es öweral bekannt. Mit ſei'm Vatter duht hän ſech net verdraogen; dän haot em ald ſu geſchlaon, dat hän net mieh ſtiehn kunnt, äwer dä Jong es net zo ännern. Dat es en Mosjeh! Aewer mer haot em doch e ſu gären — et ſoll mech wunnern — dat gitt noach ebbes — hoa, harrüh!"

Man war auf der Höhe, der Weg teilte ſich in zwei Straßen. Geradeaus die breite Chauſſee, zu beiden Seiten von Hochwald geſäumt, führte nach Kyllburg; hier

links stand ein Wegweiser: „Abtei Himmerod“ und darunter in kleinerer Schrift: „Forsthaus“.

„Lao wohnt hän,“ sagte der Fuhrmann und wies mit dem Peitschenstiel hinüber zu dem Tannenbestand, der sich tiefdunkel nach links erstreckte.

„Jao, jao.“ Der andere nickte; dann ging's mit Hott und Harrüh die breite Straße entlang. Noch knarrte der Wagen, noch knallte die Peitsche, dann war's ganz still im mittäglichen Wald.

* * *

Die Wipfel der hohen Tannen stehen in Glut getaucht, wie goldene Tränen sickert Harz am Stamm nieder; auf dem Fußpfad aber, der sich unter den breiten Behängen durch smaragdgrünes Moos schlängelt, ist kühlste Dämmerung. Eidechsen huschen über den Weg, ein Eichkater lugt mit klugen Augen vom Ast. Kein Menschenlaut, kein Hüttenrauch, auch kein Vogellied; Singvögel sind selten im Eifelland, nur die bräunlichen Häher mit leuchtend hellblauen Flügelbinden jagen einander mit mißtönendem Schrei um die Stämme.

Eine große Einsamkeit!

Schier endlos scheint der Kunowald, der sich von Manderscheid nach Himmerod und weiter gen Wittlich zieht — Buchen, Eichen, Tannen, vielhundertjährige Bäume, Bäume, nichts als Bäume — und Hügel, Hügel, rundgewölbte Eifelhügel, wie Kuppen auf das Hochplateau gesetzt. Das Auge verliert sich im Gewirr von duftig blauen Schluchten und waldigen Bergrücken, hin und wieder ein Stück Heideland, mit rötlichem Teppich gedeckt.

Nichts rührt ſich, das Wild hält ſich verſteckt, die Tannen ſtrecken die breiten Äſte ab, keine Nadel fällt.

Horch, eine Kinderſtimme! Sie ſingt:

„Heija, bombaija —
Wann annere Könner ſpiele giehn,
Moß ech bei der Wiege ſtiehn:
De Wieg' gieht nor:
Rube—de—bub, rube—de—bub —"

„Ha, ha — ha, ha, ha!"

Der Geſang hatte geendet, ein luſtiges Lachen folgte, hell und übermütig klang es durch die Stille, dann rief eine Knabenſtimme: „Noach ehs, Suß, ſing noach ehs!"

Der Geſang hub wieder an:

„De Wieg' gieht nor:
Rube—de—bub, rube—de—bub —"

„Rube—de—bub!" Beide Stimmen nahmen den Refrain auf, dazwiſchen ein Lachen, als wollten die Kehlen erſticken.

Schräg blinzelten die Sonnenſtrahlen hinter die dichte Wand von jungen Tannen. Dort in der kleinen Mulde, halb verdeckt von rieſigen Farnwedeln, ſaß ein Mädchen, ein ſchlankes, halbwüchſiges Ding. Der grobe Rock hing ihr zerfetzt um die braunen, mageren Beine, den wildſträhnigen Kopf hatte ſie an einen Stamm zurückgelehnt, grüngoldene Lichter huſchten über das lachende Geſicht. Sie wiegte ſich hin und her, daß der Bube in ihrem Schoß ſacht geſchaukelt wurde; ſeinen zerzauſten Lockenkopf hielt ſie in den Armen.

„Rube—de—bub, rube—de—bub — pardauz!" Sie warf die Beine plötzlich heftig auf die Seite, daß der

Knabe von ihrem Schoß zur Erde kollerte; im Nu ſaß er wieder aufrecht und riß die Lachende an ſich.

„Rube—de—bub!“ Er faßte ſie um den Hals und zog ihr Geſicht an das ſeine.

„Rube—de—bub!—“ Sie hielten ſich umſchlungen, und hin und her wiegend, küßten ſie ſich. Immer wilder wurde das Wiegen, immer ſtürmiſcher das Küſſen, ſie lachten wie die Tollen. Der Schweiß lief ihnen über die glühenden Geſichter — nun hatte es ein Ende, ſie konnten nicht mehr. Der Bube ließ das Mädchen fahren und warf ſich mit einem tiefen Seufzer der Länge nach ins Gras: „Ah!“ Er verſchränkte die Arme unterm Kopf und ſtarrte mit den ſchwarzen Augen hinauf zum tiefblauen Himmel.

„Suß, erzähl noach ebbes!“

„Ech weeß neiſt mieh!“

„Willſte mer gleich ebbes erzählen — willſte; Suß, dau frech Dingen, ech kößen dech ſons mausdud!“

„Ne—e, ne—ha, ha!“ Ihr Rock flog ſchon um den nächſten Stamm. „Feng mech, Hubert, feng mech!“ Die nackten braunen Füße huſchten durchs Gras, die wilden Haare wehten ihm dicht vorm Geſicht — nun war ſie weg, er ihr nach, zwiſchen den Tannen durch ging die Jagd. „Feng mech, Hubert, dau kriehſt e Kußchen!“

Huſch, die Farnwedel knickten — nun war ſie hier — nun dort! Hinter jenem Stamm blitzten ihn ihre kecken Augen an — da — ihr Rock hing feſt — mit einem Jubelſchrei ſprang er auf ſie los:

„Halali!“ Schon ſtreckte er die Arme aus —

plötzlich wurde ihr lachender Blick ſcheu, ſie hob warnend die Hand — ein Ruck, ein paar Fetzen hingen am Geſtrüpp ſie ſelbſt war im Buſchwerk verſchwunden. Vor dem Knaben ſtand die hohe Geſtalt des Förſters.

„Marſch fort, nach Haus, Rumtreiber! Wer war das Mädchen, das eben fortlief?“ Die Stimme des Vaters grollte, er packte den Sohn am Kragen und ſtieß ihn vor ſich her. „Wer war das? Sag!“ Die kräftige Fauſt ſchüttelte den Buben. Keine Antwort. „Willſte et gleich ſagen?“

„Nein!“ Der Knabe ſtieß es zwiſchen den Zähnen hervor.

„So, du Strolch, denkſte, ich weiß et net? Ich ſag' der, treff' ich dich noch emal mit der Suſanna Endenich, ich ſchlag' der alle Knochen im Leib entzwei un ihr auch. Dat ſollt' mer fehlen, mein Jung ſich mit dem Bettelmenſch herumtreiben — haſte mich verſtanden?“

Der Bube ſenkte den Kopf, eine tiefe Röte war ihm langſam in die Stirn geſtiegen, ſeine niedergeſchlagenen Augenlider zuckten, aber er ſagte nichts.

„Haſte mich verſtanden? Antwort!“ Ein ermunternder Puff traf den Knaben in den Rücken.

„Ne — de Suſanna Endenich is ke Bettelmenſch!“

„Kein Bettelmenſch?“ Der Vater lachte rauh. „Hör einer! Wer hat kein Brot im Dorf, wem fällt das Dach überm Kopf zuſammen, wer geht in den Wald und ſtiehlt Holz? Da heißt es gut: mer ſuchen Beſenreis! Wer legt Schlingen für de Haſen? Wer läuft in Lumpen? No, ſag!“

„Se ſein arm!“

„Arm — ha, ha — arm?! Bettelpackaſch ſind ſe all zuſammen, der alte Endenich, ſein Madam ſamt der kleinen Brut — das hat jetzt en End! Hubert, ich ſag' der in allem Ernſt, du gehſt mer net mehr zum Beſenbinder Endenich — und das Mädchen läßte laufen, ſonſt —" Der Förſter mäßigte plötzlich die erhobene Stimme: „Gut, daß de zu Micheli gefirmt wirſt, ich bring' dich rum nach Wittlich zu Kaufmann Kortz in de Lehr — dann hat die Lumperei überhaupt en End!"

„Mech — mech?" Der Sohn hob den Kopf, wie Todesangſt flog es über ſein Geſicht. „In de Lehr — in de Stadt — fort aus em Wald?!" Er atmete tief mit einer heftigen Bewegung griff er nach der Hand des Vaters. „Net in de Stadt, net in de Stadt — ech giehn net daor! Ech will net an Kortzen!" Des Knaben Lippen zitterten, er preßte ſeine beiden Hände feſt um die ſchwielige Fauſt. „Ech duhn ales dir zo lief, nor laoß mech hei, laoß mech Fechter gänn!"

„Nix da!" Der Mann machte ſich unſanft los. „Förderhand bin ich das, ich allein; en unnützen Brotfreſſer brauch' ich net im Haus. Was da, Förſter?! Du denkſt wohl, das is weiter nix als im Wald erum ze lungern? Du wärſt der rechte, da hätten die Holzdieb alle Tag Kirmes un mit den Wildrern wärſte gut Freund — ne, mein Sohn, du gehſt nach Wittlich, Kortz wird dir ſchon Konduiten lehren bei de Siropfäſſer — punktum, ſag nix mehr — punktum!"

Das letzte Punktum dröhnte durch den Wald, wie ein Echo hallte es aus den Tannen wider. Vor des Knaben Augen ſchwankten die grünen Bäume hin und

her, sie winkten ihm. Wie war die Sonne so golden, die Luft so köstlich! Seine Bruft dehnte sich, als wollte sie zerspringen — und das alles lassen? Nie, nie! Sein Fuß stampfte heftig den Boden, seine Augen blitzten, er stemmte beide Fäuste in die Seiten und warf den Kopf zurück. So stand er dem Vater gegenüber.

„Nie — ech giehn net an Kortzen, ech bleiwen im Wald — schlao mech dud!"

„Du gehst net? No wart — heilig Kreuzdonnerwetter, verfluchtes Luder!" Die Ader auf der Stirn des Försters schwoll, der Jähzorn übermannte ihn; er stieß den Sohn, daß er zur Erde taumelte, er trat ihn mit dem Fuß in die Seite, er drückte ihn mit dem Knie nieder und zerrte ungestüm am Riemen seiner Büchse, der wie gemacht war, dem Widerspenstigen eins aufzuzählen. Der Junge, die Zähne aufeinander gebissen, gab keinen Laut von sich, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, er war totenbleich. Schon schwang der Vater den Riemen — da — ein blitzschnelles Sichumwenden, ein Kollern über den Boden — die geschmeidige Gestalt rollte den dichten Gebüschen am Abhang zu — nun richtete sie sich auf die Füße — ein Rieseln, ein Rutschen im Schiefergeröll — ein Rascheln im Laub — ein Brechen von Ästen — fort war sie!

Der Förster stand allein. Mit wutverzerrtem Gesicht, auf der Stirn die Ader wie ein glühender Streifen, starrte er dem Flüchtling nach. Das war zu viel! Das sollte er büßen!

* * *

Über acht Tage waren es, seit Hubert Pantenburg nicht heimgekommen. In der Försterei war's stiller denn je zuvor. Wie ausgestorben lag das weißgetünchte Haus am Waldrand, an der Fahrstraße, die über Kloster Himmerod nach den Dörfern Großlittgen und Eisenschmidt führt. In früherer Zeit war es hier belebter, da rollte zweimal täglich die Post vorüber, der Postillon blies das Horn, Fremde stiegen aus, um den Waldpfad ins Salmtal hinunter zu wandern und die Ruinen der Abtei Himmerod anzustaunen. Jetzt hat der Postverkehr einen andern Weg genommen, nur wenige Fußgänger, noch weniger Wagen kommen vorüber. Die Frau Försterin hatte weiter nichts zu sehen als die Ebereschenbäume zu Seite der Straße mit ihrer Last brennend roter Beeren.

Sie saß hinter den Scheiben und nähte, den sauber gescheitelten Kopf tief auf die Arbeit geneigt. Nun ließ sie die Hände mitsamt dem Stück Weißzeug in den Schoß sinken, sie seufzte tief, und eine Flut brennender Tränen schoß ihr jäh über die Backen. Erschrocken blickte sie um sich — Gott sei Dank, er hatte es nicht gesehen! Verstohlen wischte sie die Tränen ab und hielt sich die Näherei dicht vor die Augen.

„Heulste schon wieder?" Wie spöttisch und hart die Stimme des Försters klang! Er saß am Tisch, ein großes liniiertes Eintragebuch vor sich. Nun legte er die Feder so unsanft nieder, daß sie spritzte und ein Regen schwarzer Perlchen über das Papier sprühte. „Daß de Weiber alleweil flennen müssen — spar dein' Tränen for was Besseres — dän frechen Lümmel wird schon heimkommen, wann ihn der Hunger treibt!"

„Ach Jeſſes, Willem, red net ſo!“ Die Frau wandte das leidvolle Geſicht ihrem Mann zu. „Red net e ſo! Du has ja ſelber Angſt!“

„Ich?!“ Pantenburg ſprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden polterte. „Mag der — der Rumtreiber im Wald liegen un verfaulen, ich rühr' kein Finger, un kommt er heim“ — er griff ſich heftig in den langen ſchwarzen Bart, und ein drohendes Licht flammte in ſeinen tiefliegenden Augen auf — „dann — dann —“

„Willem, Mann,“ — Annamargret Pantenburg legte ihre verarbeitete Hand auf den Arm des Zornigen — „ſet gut — kuck, ich vergehen vor Angſt!“ Sie brach in ein ſchmerzliches Weinen aus.

Der Mann brummte etwas Unverſtändliches und ſchob mit einem rauhen Griff ihre Hand von ſeinem Arm. Sie faßte wieder danach, ihre Stimme klang flehend: „Willem! Et is unſen einzigen, denk dadran! Du bis auch emal jung geweſt, er hat was von dir — aber er hat e ſo en weich Herz, en Herz wie Butter, ich kennen et — wann dän Jung ſich en Leids antut — Willem, da begrab mich nur gleich, ich mag nimmeh leben!“ Sie warf die Arme über den Tiſch und den Kopf darauf, ein jammervolles Schluchzen erſchütterte ihre ſchmächtige Geſtalt.

Mit ſtarken Schritten ging der Förſter in der kleinen Stube auf und nieder, ſein düſterer Blick traf die Weinende. Ja, da lag ſie über dem Tiſch, das gebrechliche Weib, ein Schatten von dem, was ſie einſt geweſen! Vor des Mannes Gedanken tauchte das friſche, blonde Mädchen auf, das er vor ſechzehn Jahren gefreit

— noch gar nicht solang' her und die abgezehrte Heulliese daraus geworden! Er zuckte die Achseln und legte dann die Faust hörbar auf den Tisch: „Jetzt mach en End, Frau! Ich versprech der, kömmt den Hubert heut oder morgen heim, ich tu' ihm nix."

Die Weinende antwortete nicht — eine Pause — dann fuhr er fort und versuchte seiner Stimme einen versöhnlichen Klang zu geben: „Annamargret, was meinst du, wenn mer de dreitausend Taler, die du zu Wittlich hast, auf meinen Namen einschreiben ließen? Et wär' sichrer — ich bin bang, wann den Hubert in Wittlich is un Wind dervon kriegt, der Jung wär' imstand, ließ se sich auszahlen un macht da dermit nach Amerika. Et is klüger, Frau, se schreiben das Geld auf mich, da kann nix passieren — was sagste, hm?"

„Ne, ne," — die Frau richtete sich auf und strich mit den zitternden Händen die zerstörten Haare glatt — „dat Geld is dem Hubert —"

„No, natürlich," unterbrach sie der Mann hastig, „das versteht sich, aber ich mein' nur wegen der Sicherheit —"

„Ne, laß nur, das Geld is ganz gut e so eingeschrieben, ich will nix ändern."

„Wie de willst — Weiber sind allemal dumm!" rief der Förster grob und griff nach der Türklinke; schon im Hinausgehen wandte er sich noch einmal um: „Also, wann dein Hubert heut oder morgen kömmt, soll et vergessen sein, aber sonst —." Er machte eine bezeichnende Handbewegung und warf krachend die Tür hinter sich ins Schloß.

Die Frau war allein. Sie sank auf den nächsten Stuhl

und faltete die Hände ineinander, mit brünstigem Flehen richtete sich ihr Auge nach oben: „O, du mein Heiland, mit deinen blutigen Wunden, du süßes Herz Jesu, erbarm dich mein um deiner hochgebenedeiten Mutter willen! Meine Brust ist zerrissen, als seien sieben Schwerter drein — o Jesus, Maria, Josef, mein Kind, mein Kind! Wo is er, was tut er? Ich such' ihn mit Tränen. Maria, Mutter Gottes, laß du mich ihn finden! Ich gelob' der eine Wallfahrt nach Kloster Buchholz, ich geloben der zwei Wachskerzen so dick wie en Arm — Hubert, Hubert, wo biste? Komm zu mir!" Sie streckte sehnsüchtig die Arme aus. „O, du mein Schmerzenskind, komm wieder, komm zu deiner armen Mutter! Hubert, Hubert!" Die ausgestreckten Arme fielen ihr schlaff herunter, sie sank in sich zusammen; so saß sie lange.

Nichts regte sich im Zimmer, nur die Uhr tickte, an der Scheibe summte eine verflogene Biene. Graue Schatten krochen die Wände entlang, es ward dämmerig. Wieder ein Abend da — und er kam nicht!

* * *

Das Abendessen im Forsthaus war vorbei, schweigend hatten sich die Eheleute gegenüber gesessen.

Der Mann hatte wacker zugelangt, der Frau quollen die Bissen im Munde.

Nun waren Suppe und Kartoffeln abgetragen, der Förster saß im Lehnstuhl, das Kreisblatt vor sich, und schmauchte; die Stube war mit blauem Dunst gefüllt.

In der Küche wusch die Försterin die Schüsseln, sehnsüchtig glitt ihr Blick dabei durch das kleine Fenster; es schaute hinaus in den Wald, der sich hier unmittelbar

an die Rückseite des Hauses drängt. Da drinnen war er wohl. „O, Hubert!“ Ein leises Pochen an der Scheibe ließ sie zusammenschrecken — war das ein Vogel, der vorüberstreifte? Ein Rascheln, ein Knistern draußen! Sie näherte ihr Gesicht dem Fenster und schreckte zurück: zwei glänzende Augen hatten in die ihren geschaut, zwei Reihen blendender Zähne sie angelacht. Wer war das?

Sie öffnete, eine leichte Gestalt schwang sich aufs Fensterbrett; im Mondlicht, das zitternd hereinbrach, sah sie in ein sommersprossiges, keckes Mädchengesicht — war das nicht die wilde Suß aus Großlittgen, dem Besenbinder Endenich seine?

„Pst, pst!“ Das Kind schwang sich vollends hinein und faßte nach der Hand der Frau: „Kummt, Eier Hubert es hei, hän will Eich sprechen!“

„Mein Hubert — wo — wo?!“ Die Försterin riß die Schürze herunter, wie verwirrt fuhr sie sich am Leibe auf und nieder. „Kind, wo is hän, wo?“

„Kutt nor!“ Die Kleine wies nach der Küchentür, hastig schob die Frau den Riegel zurück; sie standen draußen auf dem schmalen Höfchen, zwischen Wald und Haus. Im Stall grunzte das Schwein, die Ziegen meckerten dumpf — die Försterin blieb stehen und sah sich zitternd um. Wenn er es merkte!

„Kutt nor, mer giehn eloa eröwer,“ drängte das Mädchen und zeigte auf den kunstlosen Stangenzaun. Wie eine Katze kroch es hinüber, schwerfälliger folgte die Frau.

Nun standen sie im Wald — Gott sei Dank, drüben im Haus alles ruhig! In der Küche brannte die Lampe im offenen Fenster, sie flackerte ein wenig im Zugwind.

Welch eine Nacht! Der Himmel voll unzähliger Sterne, wie große, leuchtende Augen blickten ſie nieder, und der Mond, als volle, runde Scheibe, goß ein wunderbares, blauzitterndes Licht über die Erde. Selbſt im dickſten Wald war's nicht ganz dunkel, deutlich erkennbar huſchte die Geſtalt des Mädchens den ſchmalen Fußpfad entlang; die Förſterin folgte, die Hände auf das klopfende Herz gedrückt. In den Büſchen rauſchte allerlei Getier, ein Kauz rief vom nächſten Baum: „Kiwitt — kiwitt!“ Suß lachte und antwortete leiſe, halb rufend, halb ſingend: „Komm met — komm met!“ dann ſprang ſie weiter.

Jetzt waren ſie eine Viertelſtunde gegangen, lautlos, ohne ein Wort miteinander zu reden; die Förſterin kannte den Schleichweg nicht. Plötzlich blieb das Mädchen ſtehen — eine Lichtung im Wald — ſtrahlendes Mondlicht über dem Raſengrund — mitten darauf, wie ein Zauberſpuk, die Ruinen der Abtei Himmerod! Mit einem „Ah!“ hielt die Frau den Schritt an, ſelbſt das ſorgende Mutterherz vergaß für Augenblicke ſeine Ungeduld.

„Gel, dat es ſcheen?“ Suß wies mit einer ſtolzen Gebärde auf den Wunderbau. „Dat haot Ihr noach net e ſu geſiehn, Madam? Jao, wann dän Hubert on ech Geld haon, dann kaafe mer ons dat Klöſterche vom heiljen Bernhard, äwer mer maache en Schloß daodraus on dän Wald wächſt ringsom! Hui!“ Sie ſtieß einen luſtigen Pfiff aus und hüpfte von einem Bein aufs andere; wie ein Kobold tanzte ſie im Mondſchein.

Frau Annamargret ſchlug ein Kreuz: „Heilige Mutter Gottes, bewahr du meinen Hubert an Leib un Seel!“ Faſt widerwillig folgte ſie dem Mädchen.

Immer maſſiger tauchten die Ruinen auf, ungeheuer groß lagen ſie im verklärenden Schimmer; ſie waren der Förſterin noch nie ſo erſchienen. Da war das Rieſenportal, frei, ohne jede Stütze ſtand es im Raſen; über der Tür die Steinurne, daraus ein flammendes Herz lodert, über den Wappenſchildern zur Rechten und Linken ſtatt des Kreuzes kecke Tannenbäumchen. Aus den Ritzen und Fugen der Quadern lange Weidenzweige, wie wehendes Haar. An jedem Blatt, an jedem Hälmchen ſilberne Tautropfen gleich tauſend Juwelen. Fernab rauſcht die Salm — ringsum der Wald, eine dunkle Rieſenmauer — als Dach über allem der Himmel, groß und weit!

„Jao, da ſitzt hän als en Frech im Keller on lauſtert!“ Das Mädchen kicherte in ſich hinein und faßte die Hand der Frau: „Ech moß Eich eweil föhren!“

Es ging durchs Portal rechts ab, hohes Gras reichte den vorſichtig Schreitenden faſt bis zum Knie — jetzt ein paar Trümmerhaufen — Schutt, Geröll — man rutſchte, man kletterte — und nun hohe Steinbogen, ein langer, wohl erhaltener Gang, durch deſſen ſchöne gotiſche Fenſterhöhlen das Mondlicht flutete und der Nachtwind ſäuſelte. Die Förſterin ſchauerte, bis hierher war ſie ſonſt nie geraten.

„Wo ſind wir?“ Sie erſchrack vor der eigenen Stimme, die unheimlich von den Bögen widerhallte. „Was is das?“

„Dän Kreizgang,“ ſagte die Führerin gleichmütig, „on nau böckt Eich, eweil haot hän en End, mer möſſen nau ebbes krabbeln!“ Niedergleitend zog ſie die Förſterin vor ein Loch in der Wand, unheimliche Finſternis gähnte ihnen entgegen, eine ſchaurig kalte Luft ſtrömte heraus.

„O Jeſſes!“ Frau Annamargret ſchauderte zurück. „Da drin is den Hubert?“

„Jao, jao — Ihr haot keen Angſt nedig, hän duh ſchlaofen, ſunſt wär' hän als hei!“ Die Kleine kauerte auf die Füße und duckte ſich, ſie riß die Zögernde mit hinab — ein Rutſchen und Rieſeln von Erde und Steinchen — ein Wirbel von Staub. „Wuptich!“ lachte Suß. Unten waren ſie. Wenig taſtende Schritte im Dunkel, zur Seite ſtieß man an rauhe Wände, es roch nach Moder und Schimmel — jetzt hob ſich das Gewölbe, ſie ſtanden in einem weiten, luftigen Keller. Ein Feuer brannte in der Mitte, daneben auf Moos und Heu eine Geſtalt am Boden.

Das war er! Mit pochendem Herzen ſtürzte die Mutter vorwärts — da lag ihr Junge, den hübſchen Krauskopf behaglich ins Heu geſchmiegt, und ſchlief ſo ſanft und feſt wie daheim in ſeinem Bett. Die Röte der Geſundheit glühte ihm auf den Wangen, die vollen Lippen ſpitzten ſich vergnügt, die kräftige Bruſt hob und ſenkte ſich gleichmäßig.

„Hubert!“ Es zitterte etwas Unbeſchreibliches durch das Mutterherz — halb Schreck, halb Freude — ſie fiel neben dem Schläfer auf die Knie: „Hubert!“

Der Knabe öffnete ſofort die Augen, ſie glänzten freudig; mit einem Laut des Entzückens ſchlang er beide Arme um die Knieende und drückte ſeinen Kopf an ihre Bruſt: „Modder, mei Modder!“

Mit zitternden Händen ſtreichelte Annamargret Pantenburg die verwilderten Locken ihres Sohnes, dann ſchob ſie ihn ſanft von ſich: „O, Hubert, was machſte uns ſor en Kummer!“

„Uns?! Ne, Modder, dir! O, mei Modder, ech ſein e ſu bang naoch der geweſt — mein Modder!“ Heiße Küſſe brannten auf ihren Lippen, ihren Wangen, ihren Augen, dann richtete ſich der Knabe plötzlich auf und ſah ihr halb bittend, halb trotzig ins Geſicht: „Aewer, Modder, dau durfs mech net verraoden, dau durfs em net ſaon, wuh ech ſein! Ech kommen nimmeh häm.“

„Hubert, Hubert!“ Entſetzt hob ſie die Hände: „Böſes Kind, red net e ſo dumm Zeug, was willſte hier, was ſoll aus dir werden?“

„Noa, ebbes ſehr Scheenes,“ er lachte ſorglos, „en Jäger, Modder!“ Dann verfinſterte ſich ſeine Miene: „Hän haot geſaot, ech mößt nach Wittlich an Kortzen — ech kann net, ech kann net, ech erſticken hinner der Thek.“ Der Junge griff ſich nach dem Hals, als würge ihn dort etwas, ſeine Augen bekamen einen wilden, geängſteten Ausdruck wie ein Tier, das man in die Enge treibt. „Ech kommen nimmeh häm, hörſte, ech kommen nimmeh häm!“ Eine unbeugſame Entſchloſſenheit brannte in ſeinen Augen, faſt männlich ſtark klang ſeine Stimme: „Ne, nimmeh! On wann ihr mech haalen duht, ech laafen doach widder weg!“

Annamargret Pantenburg ſagte gar nichts; ihre Lippen bewegten ſich nur, als murmelten ſie die letzten Worte mit, ihr Blick hing unverwandt an dem Geſicht des Sohnes. Er gab dieſen Blick zurück, trotzig, herausfordernd, ein noch tieferes Rot färbte ſeine friſchen Wangen. Plötzlich zuckte er, die Mutter ſank in ſich zuſammen und drückte wimmernd ihr Geſicht in die Hände: „Da begrab mich erſt, Hubert — dann kannſte gehn!“

„Modder!“ Er griff nach ihren Händen und zog ſie herunter, ſeine Augen füllten ſich jählings mit Tränen: „Modder, Modder, hör uf, ech kaonn dech net weine ſiehn — Modder — lief goldich Modderche!“

„O, Hubert, du bis mein Einziges auf der Welt, was hab' ich denn ſonſt? Alle Sonne geht weg mit dir, un ich bin wie im Grab. Hubert, du brichſt mir et Herz! Hubert, komm heim, ſei gut, vertrag dich mit em Vater — mein Jung — mein Hubert, hör, was dein arme Mutter dich bitt!“

Sie ſtreckte flehend die Hände aus, der Knabe ſchluchzte laut; über ſein Geſicht jagten ſich die wechſelnden Empfindungen — Liebe, Furcht, Trotz, Verlangen — aber die Liebe ſiegte.

„Modder“ — ſtockend kam es ihm von den Lippen — „werd dän Fechter mech ſchlaon?“

„Nein, nein!“

„Gewiß net?“

„Ne, ne, gewiß un wahrhaftig net!“

„Modder, äwer an Kortzen —“

„Laß jetzt Kortzen!“

„Äwer an Kortzen giehn ech net, ech giehn net!„ Er zitterte.

„Ne, ne, du ſollſt ja net, es findt ſich alles! Komm nur nach Haus — o, du mein Jung, was hab' ich for Kummer um dich!“ Sie zog ihn an ſich, halb widerſtrebend, halb ſehnſüchtig folgte er, wie betäubt lehnte ſein Kopf an ihrer Schulter. Sie küßte ihm die geſchloſſenen Augenlider und machte das Zeichen des Kreuzes über ihn, dann ſtrich ſie ihm zärtlich mit ſanfter Hand die

wilden Locken aus der Stirn; Moos und Heu hafteten drin. „Mein Hubert, wie ſiehſte aus — ſo ſchmutzig — das Wams zerriſſen — mein armer Jung — wart nur, ze Haus tuſte dich rein an, ich leg' der dein Sonntagszeug an 't Bett, derweile flick' ich das andere — mein gutes Kind — un denk' der, Hubert, wie wird ſich der Waldes freun un de Diana! Die Hund haben net freſſen mögen, ſeit du fort warſt — gelt, Hubert, du freuſt dich?" Die Förſterin ſprach haſtig, ohne Atem, dazwiſchen murmelte ſie Liebesworte, unabläſſig ſtreichelte ihre Hand ſeine Backe.

„Laoß, Modder!" Er machte ſich frei und ſchritt dem Ausgang zu. „Komm!"

Eilig folgte Frau Annamargret und drängte ſich dicht hinter den Sohn; plötzlich wandte dieſer, wie ſuchend, den Kopf, ſeine Augen ſpähten in die dunkeln Winkel des Kellers: „Suß!" Er ſtreckte die Hand aus: „Suß, wuh biſte? Adjüs!" Keine Antwort. Unruhig blickte er umher: „Modder, woar es dat Suß gangen?"

Die Förſterin ſchüttelte den Kopf: „Ich weiß net, ich hab' net auf ſie geacht. Komm jetzt, komm!"

„Ne, ech moß et noach ſiehn. Suß, Suß!" Laut hallte der Ruf von den Wänden wider. „Et is net mieh hei!" Hubert ließ enttäuſcht den Kopf ſinken, dann folgte er der Mutter.

Kaum hatten die beiden das Gewölbe verlaſſen, ſo regte ſich's dort am Boden, im entfernten Winkel. Hinter einem bröckligen Mauerreſt kroch das Mädchen vor; es ſprang zum Feuer und ſtieß die Brände auseinander, daß ſie, Funken ſprühend, verlöſchten.

„Dän — dän —“ Suß knirſchte mit den Zähnen, ihre Augen ſchielten böſe. „Hän haot ke Koraſch net — dän Schmachtlapp — dän —“ Sie faßte mit beiden Fäuſten in ihre wilden Haare und riß ſich wütend daran; in ihrem Geſicht zuckte es, als wollte ſie weinen, gleich darauf lachte ſie ſchadenfroh und krallte mit geſpreizten Fingern in die Luft. „Hän kömmt widder!“ Triumphierend nickte ihr Kopf, dann taſtete ſie beim letzten Verglimmen des Feuers zum Keller hinaus.

* * *

Hubert Pantenburg war zu Gnaden angenommen.

Was die Flüche des Vaters nicht vermocht, vermochten die Tränen der Mutter. Frau Annamargret ließ nicht nach. Alle Abende trat ſie ans Bett des Sohnes und flüſterte: „Mein Hubert, gelt, du bis gut, du tuſt dem Vater den Willen?“ Am Morgen ſaß ſie ſchon wieder da. „Mein Hubert, gelt, du tuſt deiner Mutter was zulieb?“

Kortzen und Kortzen und wieder Kortzen! Sie bettelte und weinte.

Die Seele des Knaben ward wund und müd. Er mochte kaum mehr in den Wald; er ſaß unter den Ebereſchenbäumen an der Straße und ſah mit brennenden Augen den Schwalben zu, wie ſie ſich auf den Telegraphendrähten ſammelten. Die kamen von weit her, vom Rhein, aus den Tälern der Moſel; ſie zogen über die Eifel auf ihrem Flug, ſie enteilten in andere Länder. Die roten Ebereſchen fielen, matt vom Reif, nieder auf die kotige Straße, der Wind zauſte die Blätter — Herbſt!

Hubert Pantenburg kannte ſich ſelbſt nicht mehr.

Nun war er gefirmt, nun war er ein erwachsener Mensch, sagte der Kaplan; und doch hätte er weinen mögen wie ein Kind. Da kollerte ein braunes Blatt über den Weg, der Wind trieb es dem Walde zu — ja, ach ja, dahin hätte auch er gemocht! Nun kam ein zweiter Windstoß — das braune Blatt ward zurückgetrieben, hin wirbelte es, die Chaussee entlang, über die schmutzige, öde Landstraße.

* * *

„Unsen Hubert ist so verändert," klagte die Försterin. Zitternd stand sie zwischen Vater und Sohn, bewachte jedes Wort, belauerte jede Miene; unzählige Gebete stiegen zur Mutter Gottes empor.

„Ich werd' ihn schon klein kriegen; siehste, er gibt als nach," sagte der Förster triumphierend und scheitelte mit der Rechten den krausen schwarzen Bart.

Die Eheleute waren miteinander in der Schlafkammer; das Lämpchen brannte matt unterm Spiegel, vor dem Annamargret stand und die Nadeln zur Nacht aus den Flechten zog. Der Mann lag bereits im Bett, sein dunkler Kopf hob sich wie ein Fleck von den blau und weiß karrierten Bezügen; mit halb geschlossenen Augen folgte er den Bewegungen der Frau. Sie hatte reiches Haar von einem sanften, fahlen Blond; nun ihr die langen Zöpfe über den Rücken hingen, sah sie mit der schmächtigen Gestalt fast aus wie ein junges Mädchen. Das Lampenlicht flackerte über ihre milchweißen Arme.

Der Mann im Bett machte eine Bewegung, er richtete sich halb auf — draußen pfiff der Herbstwind und rüttelte an den Läden — solch eine Nacht war's gewesen, als er mit seinem jungen Weib zum erstenmal

im Forsthaus schlief! Damals hatte sie ihm am Halse gehangen, mit schüchternen Lippen seine Küsse erwidert — damals — ja, da war der vermaledeite Bengel nicht, mit dem sie tat wie eine Verrückte! Seit der Bub in der Wiege gelegen, war's aus. Früh verwelkt, unlustig zu ehelicher Zärtlichkeit, hatte sie nur Gefühl für den. Und ihr Geld?! Warum hatte er sie eigentlich geheiratet? Ein zynisches Lächeln glitt über sein Gesicht — es gab hübschere Mädchen mit heißeren Sinnen! Ja, ihr Geld, das hatte sie dem Bengel verschrieben, der ihm täglich das Blut in Wallung brachte, der alle Anlagen zum Strolch in sich trug! Förster Pantenburg war ehrgeizig, er hielt auf Reputation wie keiner. Der Sohn, der wie ein Zigeuner draußen herumlungerte, der mit des Besenbinders Tochter Freundschaft hielt, ging ihm gegen die Ehre — das mußte geändert werden! Und das Geld? Starb sie, ging er, der Mann, leer aus. Donnerkreuz, das mußte geändert werden!

„Annamargret!"

Die Frau vorm Spiegel fuhr zusammen, sie hatte die Zöpfe gestrählt, dabei mit allen Sinnen gelauscht, ob droben auf der Bodenkammer nicht wieder die Füße des Sohnes ruhelos hin und her wanderten.

„O Jesses, er is e so verändert," seufzte sie.

„Wer?"

„Nun, den Hubert! Ach, Willem," fuhr sie mit plötzlichem Entschluß fort und drehte sich dem Bett zu, „Willem, gib doch den Gedanken mit Kortzen auf! Et bricht mir 't Herz, wenn ich mei'm Kind immer zureden muß un seh' doch, ich stoß' ihn aus aller Freud — gib

doch den Gedanken mit Kortzen auf, ich bitt' dich hundertmal!"

„Annamargret" — der Förster dämpfte seine Stimme zu einer ungewohnten Weichheit — „komm emal her!"

Verwundert folgte sie; er zog sie mit dem starken Arm näher heran zu sich auf den Bettrand.

„Was du for schönes Haar hast!" Er strich ihr mit der freien Hand über den glatten Scheitel und den Rücken hinunter. Verwirrt wollte sie aufstehen, eine tiefe Röte stieg in ihr bleiches Gesicht — das war so ungewohnt!

Der Mann zog sie wieder nieder, jetzt legte er gar den Arm um ihren Leib.

„Annamarget, is denn der Jung alles un alles, machste dir denn gar nix mehr aus mir? Es hat doch en Zeit gegeben, da war dir der Förster Willem net gleichgültig — weißte, es war en Abend wie heut, da haben mer hier zum erstenmal — hier am selbigen Platz —" Er faßte sie fester um den Leib und sah ihr mit einem Lächeln in die Augen, das ihr das Blut von neuem in die Wangen trieb. Sie atmete beklommen. „Gelt, Frau, du hast et auch net vergessen?!"

„Ich — ich —" Sie stotterte, sie schlug die Augen nieder — wie war er nur heut? Trunken war er nicht — aber sonst so grob, heut so freundlich?!

„Komm, Alte!" Er gab ihr einen herzhaften Kuß, sie bebte unter der ungewohnten Zärtlichkeit. „Siehste, laß den Jung nur erst zu Wittlich sein, dann sind wir wieder allein, dann ist's wie zu Anfang. Wann ich net ewig gereizt werd', bin ich en ganz trätabler Mann, du sollst et sehen, Annamargret!"

„Ach, Willem“ — seine Freundlichkeit gab ihr Mut — „ich tu' ja, was du willst, ich red' dem Hubert Tag un Nacht zu, aber et is mir e so schrecklich — laß den Jung doch Förster werden, weswegen denn net?“ Sie faßte bittend seine Hand.

„Das verstehste net!“ Pantenburgs Gesicht verfinsterte sich, aber die Stimme behielt den überredenden Klang; so redet einer einem Tier zu, wenn es aus der Hand fressen soll und mag nicht. „Glaub nur, ich durchschau den Hubert klarer wie du. Er hat den Hang zum Lungern, un der Wald is sein Unglück. Der is net gemacht, den Holzdieben auf de Finger zu passen un den Wilddieben eins aufzubrennen, der macht selber mit. Er muß weg, et is Ehrensach for mich!“

„Ach, den armen Jung!“ Die Frau weinte.

„Heulliesel“ schwebte es auf den Lippen des Mannes, aber er bezwang sich. „Ho, ho, wein net!“ Mit der muskulösen Hand fuhr er ihr übers Gesicht und preßte dann ihren Kopf fest an seine Brust, unwiderstehlich fest, sie konnte sich nicht mehr aufrichten. Wie ein geknickter Weidenzweig hing ihm das Weib in den Armen. Er flüsterte ihr was ins Ohr — sie zitterte — sie schauerte.

Am Morgen war es beschlossene Sache, in acht Tagen kam Hubert nach Wittlich. Frau Annamargret wagte den Blick nicht aufzuschlagen; sie kam sich vor wie der eine, der den Heiland verraten hat.

* * *

Es war der letzte Tag vor der Abreise.. Hubert Pantenburg schlenderte den oft gegangenen Weg nach Großlittgen. Er blieb viel stehen und sah sich um. Da

waren der Wald und die Berge, da war die Abtei mit ihrem Schlupfwinkel — Nebel drüber und blaſſer Himmel. Hubert wanderte mit finſterem Geſicht. Geſtern, zum letzten, hatte es noch einen Tanz mit dem Förſter gegeben. ‚Vater‘ ſagte der Knabe nie. Beim Mittageſſen war's, Mutter und Sohn ſaßen ſchon wartend am Tiſch; rauh lachend war Pantenburg eingetreten und hatte die Tür hinter ſich zuknallen laſſen: „Den haben mer!“

„Wen?“ fragte die Förſterin, halb erſchreckt.

„No, den Stehler, den Endenich! Hab' ich doch den Kerl ertappt, wie er oben am Kaiſergarten mit der hochbepackten Schiebkarr voll Laub daherkömmt! Die Sach ſchien mir gleich verdächtig, ich ſchmeiß' em den Krempel um — richtig, liegt drunter Klafterholz un en junger Haſ'! Der Kerl war wie vom Donner gerührt, auf den Knien hat er gelegen un geheult — das feige Luder! Zahlen kann er die Buß net — no, das Holzſtehlen und den Jagdfrevel wollen wer ihm ſchon eintränken. Der verfluchten Wirtſchaft muß mer en End machen. Auf das Gewinſel von ‚krankem Weib, hungrigen Kinder, kein Brot, keine Arbeit‘ kann unſereins bei Ehr un Pflicht net hören — mer kennt die Packaſch!“

Unruhig war die Förſterin auf ihrem Stuhl hin und her gerutſcht; ſie ſah, wie eine dunkle Röte dem Sohn ins Geſicht ſtieg.

„Dat is grauſam,“ ſagte Hubert plötzlich und ſprang auf.

„Was?!“

„Du bis grauſam — de Leit haon recht, wann ſe ‚Schinner‘ for dech ſaon!“

„Hubert — Hubert!“ Die Mutter versuchte dem Knaben den Mund zuzuhalten. Er machte sich unsanft frei.

„Schinner!“ Seine Augen sprühten, wie zwei Kampfhähne standen sich Vater und Sohn gegenüber; auch der Förster war aufgesprungen. Seine mächtige Hand langte über den Tisch — klatsch — eine Ohrfeige fiel — klatsch — noch eine! Mit einem verächtlichen: „Du Biwak!“ drehte der Mann sich um und verließ die Stube.

Mit geballten Fäusten stand der Knabe. Er wollte ihm nachstürzen, seine Zähne bissen sich aufeinander, er zitterte vor Wut; die Mutter hing sich an ihn.

Ja, so war es gewesen! Das war gestern, und heute schritt Hubert nach Großlittgen zum Haus des Besenbinders. Suß hatte er lange nicht gesehen. Sie lief vor ihm fort, sie war ihm böse. Einmal hatte er sie getroffen, wie sie am Wegrain saß und Äpfel schmauste.

„Gelt, scheene Äppel?“ hatte sie gesagt und mit den festen Zähnen in einen hineingebissen, daß es knackte. „Ech haon dech eweil net mieh nedig; Schommers Hanni, dän es naoch menem Ehs — on Äppel haot dän!“ Sie hatte sich lachend auf den Leib geklopft und ihn herausfordernd angesehen. In eifersüchtiger Wut hatte er ihr den Apfel aus der Hand geschlagen und ihren Arm hin und her gerüttelt. Sie war ihm entwischt, sie war davongerannt wie der Wind, er hörte sie noch schreien: „Bleiw mer daodannen, dau Schmachtlappes — dau Schmachtlappes!“

Heut wollte er ihr doch Lebewohl sagen. In Huberts

Seele war eine große Traurigkeit, ein dumpfer Druck legte ſich ihm auf die Stirn. Nun war er an des Beſenbinders Hütte, ſie lag abſeits vom Dorf, ein verfallenes, elendes Steinhäuſchen mit einem tiefhängenden dunkelgrünen Moosdach drüber. Er ſtieß die Tür auf, drinnen war es halb dunkel; durch das blinde, ſpinnverwebte Fenſterchen fiel ungenügend Licht. Der eine Raum war alles in allem — Koch-, Schlaf- und Wohnſtätte.

Ein elendes, aber nicht häßliches Weib ſtand an dem rohen Steinherd und fachte mit dürrem Reiſig eine ſpärliche Flamme an; bei dem Anblick des jungen Burſchen ließ ſie das Geſtrüpp fallen und brach mit heiſerer Stimme in Verwünſchungen und Klagen aus:

„Dän Schinner, dat Schinnaos! Unſen Badder haon de Schandarmen ald geſtern awend afgenommen, Gott weeß, wanneh hän widderkemmt — o, ech arm Dier!“ Sie ſpuckte aus. „Soll em de Kränk in de Bein faohren, däm Fechter, däm Schinner! Wat ſoll ech duhn?! De Könner ſchreien for Brud, ech fälwer ſein e ſu elendig“ — ſie huſtete erbärmlich — „ech kaonn neiſt mieh verdeenen! Ech haon als e ſu vill gekriſch — Jeßmarijuſep — ech arm Dier — o Jemmich, Jemmich!“

Sie rang die Hände und weinte bitterlich, ein Klagegeheul antwortete; in allen Winkeln wurde es lebendig, mit unheimlicher Geſchwindigkeit kamen zwei größere Kinder angeſtürzt: „Modder, zo äßen, Modder!“ Auf krummen Beinen kam ein drittes angewackelt, ein viertes kroch auf allen vieren heran. „Modder, zo äßen, Modder!“

Das war ein Geſchrei, ein Zerren an den Falten

des armseligen Rocks, ein Geheul, ein Gestank nach Lumpen und Elend — Hubert schüttelte sich, sein Herz krampfte sich zusammen. Er zog den Taler aus dem Sack, den ihm die Mutter als Taschengeld zugesteckt, und legte ihn auf den Herdrand; schüchtern fragte er: „Is dat Suß net derhäm?"

„O, dat Mensch, de Dussel" — Frau Endenich schüttelte drohend den Arm — „ech weeß net, woar et gangen es."

„Adjüs!" Hubert drückte sich zur Tür hinaus.

„Pst — dau!"

Er horchte auf — neben ihm, an der halb verfallenen Hauswand, lehnte die Suß, die Arme untergeschlagen; mit trägen Augen blinzelte sie ins Licht.

„Suß, ech giehn fort — morjen. Adjüs!" Er hielt ihr die Hand hin. Sie sah ihn einen Augenblick starr an, dann hielt sie ihre gespreizten Finger an die Nase und streckte ihm lang die Zunge heraus.

„Bäh!" Sie sprang ins Haus und klatschte die Tür zu.

* * *

Zu Trier in der Meerkatzkaserne war sonntägliche Nachmittagsruhe, die Treppen und Flure wie ausgestorben. Leise durch die Zähne pfeifend, rekelten sich ein paar Soldaten in Drillichjacken zum Fenster heraus. Draußen auf der Straße nicht viel zu sehen, ein paar Kinder spielten, kein hübsches Mädchen ging vorüber — alles ausgeflogen, was Unterröcke trug. Sommersonnenschein prallte auf die Pflastersteine.

Laut gähnend streckte der eine in Drillich die Arme empor:

„Jesses, wie langweilig! Kein Urlaub, nix ze amüsieren, nix ze poussieren — mer möcht' gleich der Meerkatz überm Kasernentor eins auf de Schnauz geben — da soll doch einer! Nich emal en Droppen ze drinken hat mer — un jetzt geht dat verfluchte Gebimmel los — sechs Uhr!"

Vom nahen Dom fingen die Glocken an zu läuten; ernst und feierlich dröhnten die Klänge über die schmale Domgasse, übers bischöfliche Palais, herüber zur Kaserne und dem staubigen Exerzierplatz dahinter. Die Glocken der Liebfrauenkirche fielen melodisch ein.

„Bim—bam—bum," brummten die Soldaten mit. Sie hingen mit halbem Leib über die Fensterbrüstung, sie lachten; nach jedem „Bim—bam—bum" spuckten sie hinunter aufs Pflaster. Es war ein großes Sonntagsvergnügen.

„Pst!" Unten knarrten die Torflügel, es ging einer weg. „Pst! Adieu, Pantenburg, viel Pläsier!"

Der schlanke Mensch unten auf dem Pflaster sah herauf, er legte die Hand an die Mütze, dann schritt er mit elastischem Schritt der nächsten Straße zu. Die Sonne blitzte auf seinen spiegelblanken Knöpfen, die Uniform warf keine Falten in dem schmalen Rücken, über der breit gewölbten Brust; der Säbelgurt war fest zusammengezogen.

„Ein Staatskerl, der Pantenburg," meinten die beiden im Fenster; der eine spie kräftig aufs Pflaster. „Donnerwetter, hat der en Glück bei de Mädcher, an jedem Rockschlip eine!"

Hubert Pantenburg schritt die Domgasse hinunter, den nächsten Weg, quer durch die alte Stadt, der Mosel

zu; es drängte ihn hinaus ins Freie. Je näher er dem Fluß kam, desto mehr Spaziergänger begegneten ihm; geputzte Mädchen schielten ihn von der Seite an, als er vorüberschritt, den dunkelblonden Schnurrbart keck aufgedreht, die Augen blitzend vor Lebensluft.

Es behagte Hubert Pantenburg bei den Soldaten; nach den zwei entsetzlichen Jahren zu Wittlich, nach dem ebenso entsetzlichen zu Bernkastel und dem noch gräßlicheren zu Prüm dünkte ihn die Abwechslung ein Paradies. Nun war seine Dienstzeit bald um, im Herbst kam er los. Seine Vorgesetzten hatten ihm zwar den Vorschlag gemacht, beim Militär zu bleiben — aber nein, das wollte er doch nicht! Immer Drill und Drill und Drill — nein, beileibe nicht! Frei sein war die Parole, frei werden um jeden Preis!

Die arme Mutter daheim kränkelte, der Doktor sprach von Abzehrung — wie lange noch, dann würde er sie begraben, und dann hielt ihn nichts mehr. Er ließ sich sein mütterliches Erbteil auszahlen, dann fort damit nach Amerika, in die Prärie, in den Urwald, als Farmer, als Jäger, wer weiß was! O, dieses Leben! Die Lippen des jungen Mannes öffneten sich, seine Nasenflügel blähten sich wie die Nüstern eines edlen Renners. Freilich, die Heimat war's nicht, keine Eifelberge, keine Eifelluft!

Mit einem Seufzer ließ sich Hubert auf eine Bank im Grünen fallen; er war nun in den Anlagen, die sich außerhalb der Stadt der Mosel zuziehen. Die roten Felsen des gegenüberliegenden Ufers lugten über das niedere Gebüsch der nächsten Umgebung, dahinter stiegen blaue Berghöhen auf, fern und duftig; zerstreut glitt sein

Blick über die schöne Landschaft. Er kramte in seiner Tasche und brachte einen zerknitterten Brief zum Vorschein; mit gerunzelter Stirn las er:

„Teurer Hubert! Vergißt Du mich auch nicht bei die Soldaten? Ich denke an Dich alle Tag. Ich habe mein schwarzseiden Kleid wie neu mache lassen, die Schneiderin hat drei Tag dran gesessen. Auch einen weißen Hut mit einer langen Feder hab' ich mir gekauft. Jetzt ist Deine Zeit beim Militär bald um, sowie Du kömmst, fahren wir zu Deinen Eltern. Dein Vater hat mich gestern besucht, er ist sehr zufrieden, daß Du mich kriegst, und sagt, Deine Mutter wär' auch e so froh, das glaub' ich wohl. Meine Papieren sind in Ordnung, teurer Hubert, sowie Du kömmst, können wir Hochzeit machen. Die Hippethek hab' ich gekündigt; das Geld liegt parat, für einen Laden zu kaufen. Mein geliebter Hubert, ich kann die Zeit nicht erwarten, ich umarme Dich in Gedanken und küsse Dich tausendmal. Ich habe mich für Dich abnehmen lassen, anbei erhällst Du die Fotografie. Uns kann der Tod nur scheiden. Es grüßt Dich

Deine liebe Braut

verw. Frau Katharina Hoppe."

„O Jeß!" Der junge Mensch fuhr sich durch das kurze Haar, das sich trotz des militärischen Schnitts an den Schläfen und im Nacken kräuselte; mit einem verlegenen Gesicht starrte er auf die Photographie in seiner Hand. Eine hübsche Dreißigerin mit Grübchen in den Wangen und kleinen, verliebten Augen. Wie stattlich sie auf dem Sammetsessel dasaß! Der Photograph hatte ihr

die eine Hand aufs Herz gelegt, mit der andern hielt sie ein Sträußchen künstlicher Blumen. Warum schüttelte sich der Gefreite nur, sprang auf und ging mit starken Schritten vor der Bank auf und nieder? Himmelkreuzelement, wie kam er da heraus?!

Zu Wittlich war's gewesen in den beiden ersten schrecklichen Jahren bei Kortz, da hatte die hübsche Witwe, die bei Kortzen den ersten Stock bewohnte, ihn oftmals hereingerufen und ihn mit Kaffee und Kuchen traktiert. Er ließ sich's schmecken. Als im dritten Jahr Hubert eine Stelle in Bernkastel annahm und Frau Katharina Hoppe Lebewohl sagte, warf sie ihm einen langen Blick unter halb gesenkten Lidern zu — der Junge war ein Jüngling geworden.

Ehe Hubert, zwei Jahre später, zum Militär abging, besuchte er seine Mutter; bei der Gelegenheit kam er durch Wittlich und stieß unversehens auf Frau Hoppe. Sie lief mit einem kleinen Schrei auf ihn zu, sie ließ nicht nach, er mußte in ihre Wohnung. Dort schleppte sie herbei, was sie Gutes besaß, und als der schöne Mensch das Glas erhob: „Auf Ihr Spezielles, junge Frau!" schlug sie ihm auf die Finger und lehnte sich an seine Schulter. Ihm ward beklommen. Die unmittelbare Nähe des Weibes stieg ihm zu Kopf, ihr warmer Atem wehte ihn an; halb fortgerissen, halb verwirrt drückte er einen leichten Kuß auf ihre gerötete Backe. Da — sie schlang die Arme um seinen Hals und sank ihm auf den Schoß!

„Donnerwetter!" Der Gefreite hemmte seine Schritte und ließ sich wieder auf der Bank nieder. „Is das en Bredullich!" Nun hatte sie sich mit dem Vater in Ver-

bindung geſetzt — natürlich, dem war's recht! Unheimlich freundlich war er geweſen, als der Sohn das letzte Mal vor ſechs Monaten auf Urlaub daheim war; die Kämpfe der Knabenjahre ſchienen vergeſſen. Eine Strecke vorm Haus war der Förſter ihm ſchon begegnet.

„Hubert," hatte er geſagt, „du mußt net erſchrecken, wann du die Mutter ſiehſt; ſe hat ſich recht verändert. Der Doktor is net zufrieden. Wir tun ja alles, was er ſagt; nix is mir zu teuer, aber keine Medizin ſchlägt an — der Huſten — der Huſten!" Des Förſters Geſicht hatte dabei einen wehleidigen Ausdruck angenommen, der nicht zum Blick ſeiner Augen paßte; die waren herumgeglitten, als ſpürten ſie im Dickicht ein Wild. Der Sohn ſah das nicht, er fühlte nur den Schrecken über die Krankheit der Mutter; zum erſtenmal in ſeinem Leben blickte er den Vater freundlich an, dann eilte er ins Haus.

O Gott, wie ſah Frau Annamargret aus! Bebend wie Eſpenlaub ſtand ſie in der Stubentür und reckte dem Sohn beide Arme entgegen; mit einem Laut, halb Seufzer, halb Jubelruf, ſank ſie an ſeine Bruſt: „Daß du nun da biſt — daß du nun da biſt!" Sie ſtrich ihm über die Haare, mit feuchtkalten Händen neſtelte ſie an ihm herum, dann eilte ſie geſchäftig hin und her, ein Frühſtück aufzutragen, vom Wandſchrank zum Tiſch und hinaus in die Küche; dort hörte er ſie lang' und pfeifend huſten. Endlich ſaß ſie ihm gegenüber; ſie lächelte und hatte rote Backen vor Glück, aber die Augen waren matt und eingeſunken, die magere Geſtalt hing nur noch in den Kleidern.

Des Sohnes Herz krampfte ſich zuſammen, er ſtreckte die Hand über den Tiſch.

„Mei goldig Modderche," sagte er. Da ging die Tür, der Förster kam schon zurück.

Geräuschvoll lachend hatte er seine Frau in die Wange gekniffen.

„Gelt, wie sie jetzt blüht, Hubert? Das macht alles die Freud über den Sohn — ja — ja — ich freu' mich ja auch — no, und wenn mer gar erst en Schwiegertochter kriegen! Brauchst net rot zu werden, Hubert, wir haben 't schon läuten hören, wenn du auch nix gesagt hast. Ich gratulier', die Witwe Hoppe is kein' schlechte Partie; auf 'm Geldsack sitzt se, un hübsch is se auch. Was der Jung for en Glück hat! No, Annemargret, Schwiegermutter! — was kaufste dir for en Hochzeitskleid?"

„So weit sind wer noch lang net!" hatte Hubert gesagt und war hastig aufgesprungen.

„No?" Der Förster zog die Brauen in die Höhe. „Keine Fisematenten, Jung! Denk dran, uns is die Braut recht, un der Mutter machst du de größte Freud; sie spricht Tag un Nacht dervon — gelt, Annemargret?" Er hatte die Frau angestoßen und dann ihren Kopf an sich gedrückt. Seine muskulöse Hand umspannte das zarte Genick, es sah aus, als wollte er's brechen. Der arme Kopf lag geduckt an seinem Rock. „Frau, so red doch — ja!"

„Ja," sprach das Weib.

„Da hörst's, Hubert! Ja, das Gered geht alleweil. Nu wollen wer aber vergnügt sein! Wart, ich hol en Schoppen aus em Keller, den Glückspilz müsse mer doch begießen — ha, ha!"

So war es den ganzen Tag gegangen und den

folgenden auch, der Vater überaus freundlich und immer zu Haus; erſt am dritten, dem letzten Urlaubstag, wurde er gegen Abend abgerufen. Da ſaßen Mutter und Sohn endlich einmal allein, ſie auf ihrem Platz am Fenſter, der große Menſch ihr zu Füßen auf dem niederen Holzſchemel, wie einſt als Knabe.

„Mutter," hatte er angſtvoll geſagt und ihre Hand ergriffen, die matt im Schoß ruhte, „ſag, geſchieht auch alles for dich? Du huſt ſo!"

„O ja! Pantenburg macht oft nach Wittlich, un einmal is der Doktor auch ſelber hier geweſen — ein ſehr lieber Herr — er hat was zum Einnehmen verſchrieben, ich mein' auch, es hätt' mer als ſehr gut getan, aber Pantenburg meint, es hätt' gar nix genutzt; da haben mer et net mehr mache laſſen."

„Aber ſons, is er gut zu dir — is er gut?" Der Sohn drängte.

„Ja, ja, ſehr gut!" Frau Annamargret ſprach es haſtig und lugte dabei ſcheu im Zimmer umher, dann flüſterte ſie: „Sag, Hubert, wie is et mit dir un der Frau in Wittlich? Pantenburg hat mer verzählt, daß du gar e ſo viel Liebſchaften hättſt — überall en Mädchen — is das wahr?"

„Jeß, Mutter" — der Sohn vergrub die Finger in den krauſen Haaren — „die Mädcher ſind eben — aber weißte, Mutter, ſo lieb wie dich hab' ich noch keine gehabt, das is was ganz andres!"

Die Frau lächelte ſchwach und ſtrich ihm mit den kalten Fingern über die Backe, dann beugte ſie ſich nieder und legte ihre brennend heiße Stirn auf die ſeine.

„Hubert," flüsterte sie fast unhörbar, „hüt dich! Wann keine Lieb' in der Eh' is — o — dann is et furchtbar!" Ein Schauer lief über sie hin, noch leiser, kaum verständlich, fuhr sie fort: „Ich — ich werd' bald sterben, Hubert, ich bin sehr schwach und krank —"

„Mutter!"

„Ja, ich — doch hör, Hubert, der Vater — der Vater will, ich soll —" Ein furchtbarer Hustenanfall erstickte ihre Worte, sie keuchte und blutiger Schaum trat ihr auf die Lippen. Angstvoll hielt der Sohn sie im Arm und blickte ratlos um sich. Da ging die Tür! Der Förster trat rasch ins Zimmer; geschickt stützte er der Leidenden den Kopf, flößte ihr heiße Milch ein und trug, als der Anfall vorüber, die vollständig Erschöpfte aufs Bett. Behutsam und sorgfältig war er mit ihr umgegangen; Hubert hatte ihm im Herzen manches abgebeten, und der Abschied am andern Morgen war herzlicher ausgefallen, denn je zuvor.

Ja, der Abschied! Noch heute im warmen Sonnenschein, auf der Bank im Grünen, fühlte Hubert Pantenburg ein gewisses Frösteln. Mitten in aller Lebensfreudigkeit stieg ihm das Bild des Todes auf — die arme Mutter! Die Blicke des jungen Mannes trübten sich — wie mochte es ihr gehen? Sechs Monate waren seit dem Abschied vergangen. Besser war es gewiß nicht geworden, die Nachrichten kamen spärlich.

„Liebe Mutter!" sagte der Gefreite Pantenburg plötzlich laut vor sich hin, dann zerknüllte er mit einer heftigen Gebärde den Brief in seiner Hand. „Ne, die heiraten ich net!"

Regungslos blieb er eine Weile sitzen und blickte unverwandt auf seine glänzende Stiefelspitze. Es war ganz still um ihn, kaum ein Windhauch regte die Blätter; ein wenig schwül war's, ein wenig beklommen. Die letzten Spaziergänger waren längst vorbei, alle hinüber zur andern Moselseite; die Anlagen wie ausgestorben.

Da — schlendernde Schritte! Ein Mädchen kam des Wegs. Sie streifte langsam längs des Gebüsches hin, mit den Händen schlenkerte sie lässig. Einen hurtigen Seitenblick warf sie auf die einsame Gestalt des Soldaten, und mit einem „Eckskuſört!“ setzte sie sich auf das andere Ende der Bank.

Der Gefreite faßte an die Mütze: „Bitte, Fräulein!“ Dann schwiegen sie beide.

Es war so still wie zuvor. Kein Atemzug verriet die Nähe eines zweiten Menschen, die Bank ward nicht von der leisesten Bewegung erschüttert, und doch fühlte sich Hubert beengt, beobachtet. Ihm war, als seien fortwährend zwei Augen auf ihn gerichtet, als zöge ihn eine unsichtbare Gewalt zum andern Ende der Bank. Der hohe Kragen würgte ihn — es war heiß!

Unmutig hob er den Kopf. Richtig, das Mädchen sah ihn unverwandt an! Ihre schmalen dunkelgrauen Augen hatten einen seltsamen Blick, nicht gerade frech, aber eindringlich. Hinter den langen, schön gebogenen Wimpern lagen sie wie blanke Steine. In die Stirn hing ihr ein Wust hellbraunen Haares. Der junge Mann räusperte sich und zwirbelte seinen Schnurrbart — das Mädchen zog die Mundwinkel herab; wie eine Art Lachen war's, aber doch anders! Verhöhnte sie ihn, was?!

Das Blut ſtieg Hubert in die Schläfen, keck rückte er näher: „Fräulein, ſo allein! Gehn Sie net zu Tanz?“

Sie ſah ihm einen Augenblick ſtarr in die Augen, dann lachte ſie ihm ins Geſicht. Er blickte ſie verwundert an; ſie lachte, daß ſie ſich ſchüttelte, den Oberkörper hintenüber geworfen. Beleidigt ſtand er auf: „Das is mir zu dumm — adieu, Fräulein, lachen Sie for ſich allein!“

Er ſchlug die Hacken zuſammen, ohne ſie noch eines Blickes zu würdigen. Plötzlich fühlte er ſich am Rock gefaßt: „Hubert, dummer Jong, kuck mech nor an — kennſte mech net mieh?“ Sie war auch aufgeſprungen, nun ſtand ſie vor ihm, reckte ſich auf den Zehen und zog ihn an dem Uniformknopf auf ſeiner Bruſt ganz dicht zu ſich heran, ſo dicht, daß ſich ihre beiden Geſichter faſt berührten. „Dau Schmachtlappes,“ ſagte ſie langſam, „kennſte nau dat Suß?“

„Suß!“ Wie ein Blitz durchfuhr es ihn. Ja, das war ſie! Das war wieder wie daheim im Wald — er fühlte wieder den Eifelhauch, er hörte Tannen rauſchen. „Suß, du frech Dingen!“ ſprach er glückſelig. Er faßte nach ihrer Hand, ſie ſchmiegte ſich an ihn, dicht nebeneinander ſetzten ſie ſich auf die Bank. „Suß, wo kömmſte her, was tuſte hier?“

Sie gab ihm mit der Schulter einen kleinen Puff: „Noa, wenn ech nau ſaogen däht: ech kommen for dech — wat?!“ Sie lachte, daß man die zwei Reihen ſpitzer, geſunder Zähne ſah, ſie blitzten im Licht. „Ne, ne, dat brauchſte net zo denken! Ech ſein im Dienſt; erſcht waor ech zo Bittburg, ſeid em halwe Jaohr ſein ech hei.“

„Un geht es dir gut?“

Sie zuckte die Achſeln: „Ech haon e ſu e kle Malör gehaott derhäm — on dao —“

„Was for en Malör?“ Er ſah ſie fragend an, ſie hatte den Kopf auf die Seite gelegt und blinzelte ihm mit halb geſchloſſenen Augen zu.

„Noa, ech will dech net befautelen, Hubert, ech waor for en Amm ze Bittburg geweſt!“

„Was — was“ — er ſtieß ſie von ſich — „laß de Dummerei!“

„Ech duhn dech net für en Naor haalen, bei Gott net, Hubert!“ Sie fing plötzlich an zu weinen: „O Jeſſes, ech arm Dier!“

Sie ſchlug die Hände vors Geſicht; ſo ſehr ſie vorher das Lachen geſchüttelt hatte, ſchüttelte ſie nun das Weinen. Die Tränen tropften ihr zwiſchen den bräunlichen Fingern durch. Er rückte von ihr ab und ſtarrte ſie finſter an. Wie durch einen Schleier, den ihm das rote, zornige Blut vor die Augen gelegt, ſah er ihre Geſtalt — ſie wurde kleiner, jünger — das Gebüſch ringsum ward zum Waldrand — ſie ſaß am Wegrain im zerlumpten Rock, mager, hungrig! Mit Zähnen wie ein junger Wolf biß ſie in den rotbackigen Apfel, den ihre Hand hielt. „Gelt, ſcheene Äppel?“ Und da tauchte die erbärmliche Hütte auf — den Vater führten die Gendarmen weg — am Herd ſtand die elende Mutter — die Geſchwiſter ſchrien vor Hunger — aus allen Ecken grinſte die Not!

Das heftige Schluchzen neben ihm gab dem jungen Menſchen einen Stich durchs Herz. Er kaute unſchlüſſig an ſeinem Schnurrbart, langſam rückte er dem Mädchen wieder näher.

Sie fuhr fort zu weinen; der Strohhut mit dem kirſchroten Band war ihr in den Nacken geglitten, Hubert ſchob ihn ihr nach vorn, dabei berührte ſeine Hand ihr Haar. Wieder ſchoß es ihm durch alle Adern.

„Suß," ſagte er leiſe. Sie rührte ſich nicht. „Suß!" Er verſuchte ihr die Hände vom Geſicht zu ziehen, umſonſt, ihre Finger hielten feſt wie Klammern — plötzlich gaben ſie nach, aber blitzgeſchwind drückte ſie ihr Geſicht gegen ſeine Schulter. Der Strohhut flog zur Erde, ihr Haar lag wie dunkles Gold auf ſeinem Uniformrock; er ſah darauf nieder, auf den bräunlichen, feſten Nacken, er fühlte die ganze kernige Fülle ihrer Geſtalt an der Bruſt. Unwillkürlich, faſt wider ſeinen Willen, ſchob ſich ſein Arm um die Taille des hellen, buntgeblümten Sommerkleides — das war keine Seide, wie bei der zu Wittlich, billiger Waſchſtoff, aber wie ließ er ihr!

Seine Hand drückte feſter; ſie legte beide Arme um ſeine Schultern, eine feurige Glut ſtrömte in ihn über. Und nun begann ſie ſacht mit ihm hin und her zu wiegen.

„Wann annre Könner ſpiele giehn,
Moß ech bei der Wiege ſtiehn;
De Wieg' gieht nor:
Rube—de—bub, rube—de—bub —"

Ihre Stimme klang dumpf von ſeiner Bruſt zu ihm herauf, er mußte laut lachen. Als hätte ſie nur darauf gewartet, ſo hob ſie jetzt das Geſicht und ſprang empor — keine Spur von Tränen mehr! Eine ſtrahlende, ausgelaſſene Heiterkeit ſprühte aus ihren Augen.

„Rube—de—bub, rube—de—bub!" Sie riß ihn an beiden Händen in die Höhe. „E ſu, nau küß mech, Hubert — ech küß dech ſons mausdud!"

Das frische, lachende Gesicht hob sich ihm entgegen, es flimmerte ihm vor den Augen; er preßte seine Lippen auf ihren halb geöffneten Mund — ein unersättlicher Durst überkam ihn — noch ein Druck — sie ließ los und stieß ihn zurück: „E su, nau giehn mer danzen!“

* * *

Über der Mosel liegt Nacht; leise gluckſen die Wellen ans Ufer.

In den kleinen Häusern diesseits des Stroms sind die Lichter erloschen, nur auf der Fähre am Fluß brennt die Laterne; wie ein Glühwurm glimmt sie durchs Dunkel, bald hüben, bald drüben. „Hol üwer!“ johlt es immer wieder.

Sonntag abend gegen Mitternacht. Der Fährmann Heinrich hat viel zu tun; drüben zu Pallien ist Tanz. Das Dorf liegt still; wie dunkle Wächter nicken die Berge drüber hin, doch im Wirtshaus „Zur Moselblume“ Licht, Musik! Sie tanzen!

Die Musikanten sitzen in einer Ecke, sie können kaum sehen vor Staub und Hitze. Die Fenster sind geöffnet, aber keine Spur von Kühlung weht herein. Die Sterne am Himmel haben sich verkrochen, kein Mondschein, eine Wand schwarzer Wolken im Westen, über den fernen Eifelbergen wetterleuchtet es.

Der Baß kratzt, die Violinen fiedeln; dunstiger Qualm schwebt im Saal. Schweiß steht auf der Stirn, die Augen blicken trüb, die Brust keucht, alle Pulse klopfen, die Paare wirbeln, die Kleider flattern — eins-zwei-drei, eins-zwei-drei — rechts herum — links herum — ha, die Luft!

Der Gefreite Pantenburg ſaß an einem der Tiſche, die längs der Wand ſtehen. Sein Rücken lehnte ſich ſchwer gegen die Stuhllehne, die Beine hielt er von ſich geſtreckt. Das Seitengewehr hatte er abgeſchnallt, es lag auf dem Tiſch zwiſchen den zwei gefüllten Weingläſern und den geleerten Schoppenflaſchen; auch Bierſeidel ſtanden dazwiſchen. Das hübſche Geſicht des jungen Mannes war aufgedunſen, er fühlte es ſelbſt, er hatte genug — das wilde Tanzen — das haſtige Trinken — und doch! Mit vortretenden, gierigen Augen ſtierte er auf die Geſtalt im hellen, buntgeblümten Kattunkleid, die ſich jetzt inmitten des Saales im Wirbel drehte.

Sie erſchien ihm ſchön. Wie ihre Backen glühten, ihre Augen funkelten — wie ſie jetzt lachte! Ihr Tänzer beugte ſein Geſicht nah zu dem ihren, er ſchien ihr etwas Komiſches zu ſagen; mitten durch die Muſik und das Geſtampf hörte Hubert ihr ſchmetterndes Lachen. Alle Männer blickten nach ihr hin.

Eine eiferſüchtige Wut überkam den Daſitzenden. Er ſprang auf, das Paar wirbelte an ihm vorbei, er hielt ſie am Kleide feſt: „Suß!“

Sie tat, als höre ſie nichts; ſie wirbelte weiter, aber nur bis zur nächſten Ecke, dort verabſchiedete ſie ihren Tänzer. Sie trat zu ihm an den Tiſch, legte die Hand auf ſeinen Ärmel und ſah ihn von unten herauf mit einem lauernden Blick an: „Noa?!“

„Mer gehn jetzt,“ ſagte er kurz und faßte nach der Bruſttaſche, dort knitterte ſein Urlaubszettel — bis zwölf, länger nicht. „Punkt zwölf muß ich in der Kaſern' ſein!“

„Warom net gaor?“ lachte ſie und warf den Kopf

zurück. „Eweil is et graod e ſu ſcheen! Ech giehn noach net.“

„Du gehſt!“ Er faßte kräftig ihr Handgelenk, mit einem Ruck machte ſie ſich los und ſah ihn an, als wolle ſie ihm ins Geſicht ſpringen.

„E ne!“ Ihr Fuß ſtampfte den Boden. „Gieh dau, ech bleiwen hei; dän dao“ — ſie wies mit dem Daumen über die Schulter nach ihrem vorigen Tänzer — „dän danzt met mer de ganz' Nacht!“

„Suß!“ Er biß ſich auf die Lippen und ſah ſie zornig an.

Sie hielt ſeinen Blick aus, plötzlich ſenkte ſie die Lider, hob die Hand und ſtreichelte ihn ſacht rechts und links über die Backen.

„Mein Hubert,“ flüſterte ſie zärtlich, „komm, danz met mer — noach en eenzigmaol — dann giehn mer — komm!“ Ihre Hand fühlte ſich weich an, ſie ſtrich ihm übers Geſicht hin und her. Er ſtand und ſagte kein Wort. „Komm, drink noach emaol, Hubert!“ Er leerte das Glas auf einen Zug.

Das Mädchen lehnte ſich ſchwer auf ſeinen Arm: „Komm!“

Er umſchlang ſie, die Muſik ſetzte ein — Rheinländer — er ſchwenkte die helle Geſtalt, daß ihre Röcke flogen, er tanzte wild, ohne Pauſe den ganzen Tanz zu Ende. Vor ſeinen Blicken ſchwamm alles Licht wie ein rotes Meer, der Saal ſchwankte, aus weiter Ferne, dumpf, klangen Stimmen — er ſah, er hörte, er fühlte nichts, nur ſie — ſie. — Die Muſik ſchwieg.

Zu Ende. Sie gingen.

Langsam schritten sie der Fähre zu, mit geöffneten Lippen sogen sie durstig die Nachtluft ein. Hubert ging wie im Traum, Suß hing an seinem Arm. Er schreckte zusammen, als sie nun sprach.

„Et licht'," sagte sie und zeigte hinauf zum dunklen Himmel. Richtig, hinter den fernen Eifelbergen ein Blitz! Ganz von weitem dumpfes Grollen.

Schweigend stiegen sie in die Fähre; der Heinrich war solche Pärchen gewohnt, nur wunderte ihn die Uniform so spät bei Nacht. Lautlos, fast unmerklich, glitten sie übers Wasser; schwarz schwamm die Flut, kein Stern spiegelte sich drunten, nur der Widerschein der Laterne gaukelte wie ein Irrlicht. Die Luft war schwül, kein Windhauch drin. Das Haar klebte den beiden an der Stirn, als sie nun der Stadt zuschritten.

Wie sie durch die Porta nigra, das alte römische Stadttor, traten, schlug eine Turmuhr. Pantenburg zuckte zusammen, er zählte — da war nicht viel zu zählen, ein einziger schwerer Schlag — eins! Herrgott! Eine augenblickliche Ernüchterung kam über ihn — der Urlaub — die Kaserne — ein Uhr — er rannte fast und ließ das Mädchen zurück. Die Simeonsstraße hinunter, über den Markt, vorbei am Dom, an der Liebfrauenkirche, durch die totenstille Domgasse — querüber — jetzt, da war die Kaserne, alles dunkel drin! Vor dem Tore ging die Schildwache auf und ab.

Pantenburg stand regungslos, in den Schatten der Häuser gedrückt und starrte hinüber — Anschnauzen des Vorgesetzten — Necken der Kameraden — Urlaubsentziehung — Arrest — Arrest! — Alles schwirrte ihm durcheinander.

Da fühlte er sich am Ärmel gezupft, sie stand hinter ihm: „Wat nau?“

Er schüttelte ratlos den Kopf: „Ich weiß net!“

„Hubert,“ flüsterte sie heiser und legte die Hand wie eine Klammer um seinen Arm, „mein Hubert, dau kömmst nimmeh in de Kasern', äwer am Morjen in aler Frieh, dann es dat Dohr offen — on eweil — eweil —“ sie rieb die Backe an seiner Schulter; ihr rascher Atem ging hörbar.

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie, ihre Arme strickten sich um seinen Hals: „Mein Hubert!“ Was er sagte, war nicht zu verstehen, es ging unter in einem halb trunkenen Murmeln.

Wie eine Katze, geschmeidig huschend, zog sie ihn um die Ecke.

* * *

In der Nacht hatte es gedonnert und geblitzt, ein starkes Gewitter war niedergegangen.

Auf dem Hof der Meerkatzkaserne zwischen riesigen Tümpeln und Pfützen, stand die Mannschaft in Reih' nud Glied zum Mittagsappell. Eine bleiche Sonne spiegelte sich in den Wasserlachen und huschte über die Gesichter der Leute.

„Jonas!“ — „Hier!“ — „Eberlein!“ — „Hier!“ — „Müller!“ — „Hier!“

Der dicke Feldwebel rief auf und notierte mit wichtiger Miene in sein Taschenbuch, während Hauptmann von Dümchen mit starken Schritten die Front abging; das Schmutzwasser spritzte ihm an die Hosen, und die blank gewichsten Stiefel trübten sich. Jetzt blieb sein umherrollendes Auge auf dem rechten Flügel haften; dort stand

der Gefreite Pantenburg. Der Blick wurde ſtarr: „Gefreiter Pantenburg, treten Sie vor!“

Das bleiche Geſicht des Angeredeten wurde noch fahler; er trat vor, ſeine Haltung war nicht die ihm ſonſt eigene.

„Menſch, ſtehen Sie nicht ſo ſchlottrig!“ Der Hauptmann nahm einen ſtrengen Ton an: „Pantenburg, Sie haben den Urlaub überſchritten! Sie haben ſich bisher ordentlich geführt, in Anbetracht deſſen iſt Ihnen nur Urlaubsentziehung für ſechs Wochen zuerkannt, im Wiederholungsfall drei Tage Arreſt. Menſch, ſchämen Sie ſich! Bleiben die ganze Nacht aus und ſtehlen ſich am Morgen wie ein Dieb auf die Stube — pfui!“ Dümchen ſpuckte aus. „Das iſt ja eine ganz verfluchte Wirtſchaft! Leider Gottes nimmt der Verfall der Sitten in allen Ständen zu, aber wer des Königs Rock trägt, ſollte wenigſtens allezeit ſeiner Pflicht eingedenk ſein. Statt der Mannſchaft mit gutem Beiſpiel voranzugehen, muß ich Sie hier öffentlich reißen — Pantenburg, Sie ſind nicht wert, die Gefreitenknöpfe zu tragen — pfui!“

Hauptmann von Dümchen hatte ſich in Wut geredet; der Gefreite Pantenburg blickte ihn ſtarr an, keine Muskel in dem totenbleichen Geſicht regte ſich.

Der Offizier wendete ſich zur Seite: „Feldwebel, notieren Sie, der Gefreite Pantenburg bekommt ſechs Wochen keinen Urlaub.“ Er machte eine Handbewegung: „Laſſen Sie wegtreten!“

„Weggetret'n!“

Die Soldaten machten ſtramm Kehrt; ihre gleichgültig ſtumpfen Geſichter mit den runden Augen wendeten ſich nach den Kaſernenfenſtern herum, nun ſetzten ſich ſo

und so viel schmutzbespritzte Hosenbeine in Bewegung. Es kribbelte wie ein Ameisenhaufen durcheinander, auf das Gebäude zu. Nun verschwand eine Drillichjacke nach der andern — da, eine schlanke Gestalt löste sich von dem Schwarm ab, stand einen Augenblick zögernd, drehte dann um und kam langsamen Schrittes zurück. Es war der Gefreite Pantenburg; er stand vor dem Feldwebel und sprach halblaut.

Herr von Dümchen hatte inzwischen, den übermäßig zugespitzten Schnurrbart zwirbelnd, bald den Himmel, bald seine Stiefelspitzen gemustert; er drehte den beiden andern den Rücken. Nun räusperte sich der Feldwebel stark, der Hauptmann sah um, grenzenloses Erstaunen lag in seinem Blick: „Donnerwetter, was will denn der Pantenburg noch hier, habe ich nicht gesagt ‚wegtreten?' Was — was will der Kerl noch, Feldwebel?!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann." Bonekamp trat unruhig von einem Bein aufs andere und zwinkerte verlegen mit den wasserblauen Äuglein. „Verzeihen, Herr Hauptmann, der Mann sagt: seine Mutter wäre krank — Brief bekommen! Hm" — der Dicke trat näher zu dem Vorgesetzten und dämpfte die Stimme. „Er sagt: wird bald sterben — noch mal sehn! Er — er bittet um Urlaub, Herr Hauptmann!"

„Was, Urlaub? Jetzt Urlaub?! Der Kerl ist wohl verrückt? Pantenburg!" Der Gerufene stand in strammer Haltung, die Hände an der Hosennaht. „Was wollen Sie — Urlaub jetzt? Sie, Sie — Maul auf — was wollen Sie?!"

„Herr Hauptmann, ich bitte um drei Tage Urlaub!" Die Stimme des Soldaten war klanglos, ohne jede Modulation; man merkte es, sie kam aus zugeschnürter Kehle.

„Ä — ä — was, drei Tage?“ Dem Hauptmann stieg die Röte ins Gesicht, er blickte sich einen Augenblick wie hilfesuchend nach dem Feldwebel um, aber der sah verlegen geradeaus.

Einen Augenblick vollkommene Stille, man hörte nur zitterndes unterdrücktes Atemholen; es kam aus der breiten Brust des Gefreiten. Der bleiche Sonnenschein spielte nicht mehr auf den Pfützen, ein plötzlicher Windstoß jagte eine düstere Wolke über den Kasernenhof.

Jetzt schrie Dümchen los: „Unverschämtheit — Urlaub? — Haha! Sie sind besoffen, Kerl, besoffen!“ Er winkte energisch mit der Hand: „Ab, wegtreten!“

Pantenburg rührte sich nicht, er stand wie angenagelt. Mechanisch wiederholte er: „Drei Tage Urlaub! Ich bitte um Urlaub, meine Mutter ist todkrank. Herr Hauptmann“ — die klanglose Stimme begann plötzlich zu zittern — „drei Tage nur, Herr Hauptmann!“ Es war, als wollte er die Hände falten, sein Kopf neigte sich näher zu dem Vorgesetzten; wie ein erstickter Hauch kam es aus seinem Mund: „Lassen Sie mich gehen, Herr Hauptmann!“

Die Züge des jungen Menschen waren todblaß und schmerzlich verzogen. Über Dümchens Gesicht flog eine weichere Regung, da traf ihn der glühende Hauch aus dem Munde des andern; er fuhr zurück: „Pfui Teufel, Kerl, Sie stinken ja nach Schnaps — reiner Fusel — ä, nichts wie Schwindel, kennen wir schon — die Geschichte mit der Mutter — Schwindel! Will sich draußen herumtreiben, nichts wie herumtreiben! Nichts da, kennt man schon — Schweinereien — besoffen, einfach besoffen!“

„Ich bin nicht betrunken, ich —"

„Ä was, Maul halten!" Der Hauptmann ſchrie, daß es über den Platz hallte, und wandte ſich wütend zum Gehen. An den nächſtliegenden Fenſtern der Kaſerne tauchten verſtohlen grinſende Geſichter auf und lugten neugierig herüber.

Der Gefreite ſtand noch immer, die Hände an der Hoſennaht, aber ſie ballten ſich langſam zu Fäuſten; ein Zittern lief über ſeine Geſtalt, er ſchwankte wie ein vom Wind gerüttelter Baum. Seine Lippen preßten ſich aufeinander, ſeine Augen funkelten. „Ich bin nicht betrunken, ich — Urlaub — Herr —"

„Schockſchwerenot noch emal, Kerl!" Bonekamp drängte ſich an ihn heran und raunte ihm aufgeregt zu: „Unglücksmenſch, halt's Maul! Pantenburg!"

Der junge Mann hörte nicht, kräftig ſtieß er den Dicken von ſich, mit ein paar mächtigen Schritten hatte er den Offizier eingeholt. Jetzt ging er neben dem her, im gleichen Tritt, das Geſicht verzerrt wie in peinigenden körperlichen Schmerzen. „Ich lüge nicht, Herr Hauptmann! Laſſen Sie mich gehn! Urlaub — meine Mutter ſtirbt, ſie ſtirbt! Urlaub — Urlaub — Ur — lau — — —!" Der keuchende Atem verſagte ihm, er lallte wie ein Betrunkener.

„Beſoffnes Schwein!" Der Hauptmann ſpuckte nach rechts und links aus. „Nichts da, Platz! Feldwebel, ſchaffen Sie den Kerl weg, oder —!" Er hob die Hand.

Pantenburg ſtieß einen unartikulierten Schrei aus und krümmte ſich zuſammen wie ein zum Sprung geduckter Tiger. „Urlaub!" Er ſchrie es laut.

Noch lauter schrie Dümchen: „Feldwebel, verhaften Sie den Mann — Gehorsamsverweigerung und Bedrohung! Ich werde species facti einreichen!“

Wie ein Vernichteter stand Pantenburg, die Arme fielen ihm schlaff am Leib herunter.

* * *

Es ging auf den Abend. Dumpfstöhnend saß Hubert Pantenburg in der Zelle des Arrestlokals. Er saß, die Knie heraufgezogen, das Gesicht in den Händen verborgen. So hockte er schon lange. Stunden waren vergangen, seit sie ihn hier hereingestoßen, seit sich die Zellentür kreischend hinter ihm geschlossen.

Gegenüber an der weißgetünchten Wand krochen die Sonnenstrahlen immer tiefer, hoch oben an dem vergitterten Fensterchen wob eine Kreuzspinne emsig ihr Netz. Nichts zu sehen als vier kahle, weißgetünchte Wände mit allerlei gekritzelten Inschriften, die harte Pritsche und der armselige Mensch darauf.

Wie spät es sein mochte? Er wußte es nicht. Draußen rasselte es, man brachte ihm einen Napf dampfender Erbssuppe, Brot und einen Krug Wasser. Der Schließer setzte alles nieder und entfernte sich stumm, nach einem mitleidigen Seitenblick auf den Arrestanten. Dieser rührte sich nicht. In düsterem Brüten stierte er vor sich hin. Der Kopf war ihm betäubt, in irren Bildern jagten sich Vergangenheit und Zukunft, das Gestern, das Heut und das Morgen. Das Gestern!

Er hörte wieder die Tanzmusik, er hielt Suß in den Armen und wirbelte mit ihr durch den Saal, er fühlte, wie sie ihm am Halse hing, ihre Küsse ihn bis aufs

innerste Mark durchschauerten — jetzt war es Nacht — was für eine Nacht! Wie ein toller, heißer Traum fieberte sie ihm noch durchs Blut — jetzt war es Morgen, jetzt stand er am Fenster seiner Stube in der Kaserne — die Kameraden lachten und schwatzten um ihn her — er hielt einen Brief in der Hand und suchte ihn blöden Auges zu entziffern.

„Mein lieber Sohn," da stand es schwarz auf weiß, mit zitternden, kaum leserlichen Buchstaben. „Komm bald!" . . .

„Urlaub, Urlaub!" Der Gefangene schrie auf, daß es von den kahlen Wänden widerhallte; er schlug sich mit geballten Fäusten wütend vor die Stirn und rannte wie ein wildes Tier in der Zelle umher. Immer auf und ab, hin und wider. Recht — Gerechtigkeit — Freiheit — Freiheit!

Ermattet sank er endlich auf die Pritsche. Es wurde Abend; die weißen Wände überzogen sich mit grauen Schleiern, durch das Fensterchen wehte es kühler, kein Laut drang herein. In der stillen Zelle webte es in allen Ecken; ein geheimnisvolles Dämmern, ein Gewoge von Grau und Schwarz. Von dem dunklen Hintergrund lösen sich Gestalten ab — sie strecken die Arme aus — sie lachen — sie weinen — sie winken — Suß — die Mutter . . .

„Der arme Teufel schläft!"

Wer sprach das?! Der Schläfer fuhr auf. Vor ihm stand Feldwebel Bonekamp, eine Laterne in der Hand; das feiste, gutmütige Gesicht glänzte wie der Vollmond.

„Feldwebel, Sie?" Enttäuscht rieb sich Hubert die

Augen, er hatte ſo ſchön geträumt. „Ah!“ Er dehnte ſich, — da — plötzlich fiel ihm die ganze alte Laſt wieder auf die Seele, ſein Geſicht verzog ſich ſchmerzlich, er ſtöhnte.

„Ja, ja, Pantenburg,“ ſprach der Beſucher und ließ ſich neben dem Arreſtanten auf die Pritſche fallen. „Uff, Donner un Doria, hart! Sagen Se nur, Menſch, was is Ihnen eingefallen?“

Der junge Mann antwortete nicht, ſtillſchweigend zerrte er ein Papier aus der Taſche und reichte es dem Fragenden.

Feldwebel Bonekamp riß die buſchigen Brauen in die Höhe, rückte die Laterne hin und her, bis ihm der Strahl aufs Blatt fiel, und buchſtabierte dann mühſam:

„Mein lieber Sohn! Pantenburg will net an Dich ſchreiben, er ſagt — Un — was? — Unſ — Unſinn, aber ich fühl', daß ich ſterben tu'. Ich kann net ru—ruhig ſterben, bis ich Dich noch einmal geſehen hab'. Ich bitt Dich tauſendmal, ko—komm zu mir, ſo raſch wie's Du kannſt. Ich hab' eine ſo — ſo — gro — große Sehnſucht nach Dir, komm bald! M—Mein Hubert, es küßt Dich — Deine Mutter.“

Bonekamp hatte ſtockend zu Ende geleſen, ſeine runden Augen zwinkerten und blickten verſtohlen zur Seite. Da ſaß der Sohn, das Geſicht in die Hände gedrückt, ſtumm, ohne Regung.

Der Feldwebel ſchneuzte ſich gewaltig.

„Pantenburg,“ ſagte er leiſe. Keine Antwort. Wieder ein dröhnendes Schneuzen, dann legte ſich dem Arreſtanten die breite Hand auf die Schulter: „Armer Junge!“

Mit einem unartikulierten Laut hob der das verstörte, schmutzbespritzte Gesicht, ein furchtbares Schluchzen brach aus seiner Brust, schwer ließ er den Kopf an die Schulter des Feldwebels sinken: „Mutter — Mutter!“

Eine Weile war's ganz still in der Zelle, nur das Schluchzen des Arrestanten hörbar. Bonekamp wagte sich nicht zu rühren, steif und ängstlich saß er auf der Pritsche; er hätte sich gern geschneuzt, er konnte nur nicht, der Kopf des armen Jungen lag ihm an der Brust. Täppisch strich er ihm über die krausen Haare.

„No, no, Pantenburg, alter Kerl, so schlimm wird's ja nich sein — ho, ho“ — er klopfte ihn begütigend — „nur nich die Courasch verloren! De Mutter wird nich gleich abtreten. No, un was den Hauptmann anbelangt, der is innewendig doch en ganz guter Kerl — es wird nich so schlimm werden, mein Sohn! Bis ja sons immer en forscher Junge gewesen, da wird schon mal en Auge zugedrückt, mehr wie sechs Wochen Mittelarrest wird's kaum geben. Un siehste, mein Sohn, ich hab' doch auch en Wort mit dem Hauptmann zu reden. Heul dich aus, mein Junge, heul dich aus, das tut gut! Ho, ho!“

Der trübe Laternenschein flackerte über die elenden Wände, die beiden Gestalten auf der Pritsche, über das runde, rotglänzende Gesicht mit den zwinkernden, farblosen Wimpern nebst dem martialischen Schnurrbart, und über den jungen, tiefgebeugten Kopf. Als rechte „Mutter der Kompagnie“ legte Feldwebel Bonekamp den Arm um das verlorene Schaf seiner Herde und tröstete: „No, no, ho, ho!“

* * *

Drei Monate nach jenem Abend im Arreſtlokal der Meerkatzkaſerne ſchritt ein einſamer Wanderer auf das Haus des Förſters Pantenburg zu. Es war der Sohn Hubert. Bis Eiſenſchmitt war er mit der Poſt gefahren, von dort kam er über Großlittgen und Himmerod zu Fuß. Nur um Wittlich nicht zu berühren, hatte er den Umweg nicht geſcheut; ihm graute vor der verliebten Witwe. Er ſah bleich und mager aus, um den Ärmel ſeines grauen Rockes trug er eine Florbinde.

Die Mutter war tot. Sie war geſtorben, zehn Tage nachdem er die letzten Zeilen von ihr empfangen; er ſaß damals im Arreſt und konnte nicht zu ihr — o, dieſe Pein! Am zweiten Tag ſeiner Arretierung hatte er einen Brief an den Vater geſchickt, von ſeinem Mißgeſchick erzählt — das heißt, ohne Suß zu erwähnen, — und gebeten, der Mutter ſchonend davon Mitteilung zu machen; ſowie er frei ſei, würde er zu ihr eilen. Er hatte tief betrübt geſchrieben, voll der innigſten Liebe; wie ein Sehnſuchtsſchrei floſſen ihm die Worte aus der Feder. Was war die Antwort?

Acht Tage ſpäter erhielt er die Todesanzeige. Ein kurzer Brief des Förſters war beigefügt:

„Es hat Deine Mutter noch vor ihrem Tod ſchwer gekränkt, daß Du durch Deinen freventlichen Leichtſinn in Schande und Unehre geraten biſt. Sie hat bittere Tränen über den ungeratenen Sohn vergoſſen; darnach aber hat ſie den Gedanken an Dich abgetan und iſt in meinen Armen ſanft und gottſelig entſchlafen. Trotz Deiner ſchlechten Aufführung iſt Deine vortreffliche Braut, Frau Katharina Hoppe, nach wie vor geneigt, Dir ihre Hand zu reichen.“

Mit Zähneknirschen hatte der Sohn den Brief zerrissen und die Fetzen umhergestreut. Die Fäuste hatte er geballt, Klagen und Verwünschungen ausgestoßen, dann war eine starre Gleichgültigkeit über ihn gekommen. Er aß, er trank, er schlief, er lachte sogar mit dem biederen Bonekamp, der ihn zuweilen aufsuchte.

Es erregte ihn kaum sonderlich, als der letzte Tag seiner Haft herangekommen. Den ihn freundlich begrüßenden Kameraden schüttelte er mechanisch die Hand; es wunderte ihn gar nicht, daß ihm zu Ehren am Abend auf der Stube eine heimliche Kneiperei veranstaltet wurde. Sie hatten ihn gern und wollten ihm ihre Freundschaft beweisen; drum schenkten sie ihm Wein, Bier und Schnaps ein. Er goß alles hinunter, er stieß an und wieder an; er wurde sinnlos betrunken.

Wie ein Automat brachte er seine letzte Dienstzeit zu; selbst der Blick des gestrengen Hauptmanns von Dümchen streifte zuweilen milder das verdüsterte Gesicht des Gemeinen Pantenburg; die Gefreitenknöpfe waren dahin. Er verließ die Kaserne nur noch im Dienst; waren die Kameraden in den freien Stunden aus, dann stand er am Fenster und blickte wie verloren auf die Straße. Sehr oft, fast täglich, ging drüben auf der andern Seite ein Mädchen auf und ab, das unverwandt nach der Kaserne heraufsah Wenn sie ihn am Fenster erspähte, stand sie still, und ihre Blicke wurden brennend; er sah das wohl, er sah auch, daß sie winkte, aber er schüttelte langsam und verneinend den Kopf. Dann ging sie fort, mit einem bösen Ausdruck in den Augen.

So war das Ende der Dienstzeit herangekommen;

ohne Bewegung nahm Hubert Pantenburg von den Kameraden Abschied, nur als er dem Feldwebel Bonekamp zum letztenmal die Hand schüttelte, stieg ein freundlicheres Licht in seinen Augen auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Feldwebel," sagte er weich.

Bonekamp war gerührt, obgleich er wetterte und polterte wie kaum je: „Himmelkreuzwetter, Bombenelement, Junge, halt dich brav! Donner un Doria, Junge, vertrag dich mit deinem Vater — so en verfluchter Bengel! In drei Teufels Namen, mach, daß de wegkommst!" Damit hatte er den jungen Mann an den Schultern zur Tür hinausgeschoben; Hubert hörte noch, als er schon draußen auf der Straße stand, das gewaltige Schneuzen und Prusten.

Jetzt war der Winter übers Land gekommen. Unten in Trier blühten zwar noch Astern in den Gärten, und die roten Felsen am Moselufer blickten warm und sonnenbeschienen; hier oben auf der Eifel war's schon kalt. Hubert rieb sich die Hände, der Hauch vor seinem Munde tanzte wie ein leichtes Wölkchen durch die Luft. Zwischen den Tannen hingen zerrissene Nebelfetzen, Buchen und Eichen waren ganz kahl, das Heidekraut raschelte braun und dürr.

Eine große Ruhe lag über der Landschaft, eine hehre Müdigkeit. Von weitem blickte der Mosenkopf mit seinem ausgebrannten Kratergipfel; wie ein schlafender Riese mit traumschwerem Haupt schaute er herunter auf die niedrigeren Berge. Hubert blieb stehen und sah zu ihm empor. So wie der da einst gebrannt und getobt hatte, Feuer und Lava gespien, so war es in seinem Herzen auch gewesen.

Jetzt war das auch so still wie der Mosenkopf. Die Heimatluft kam und strich mit lindem Finger über die wunden Stellen. Hubert fühlte eine große Freude in sich aufglimmen; ja, das war Eifelluft mit frischem, belebendem Wehen! Sie zerrte ihm an den Kleidern, sie fegte ihn durch und durch — und der Wald, der Wald, nur hier rauschte der so!

Mit einem Erlösungsschrei warf der Sohn der Eifel Ränzel und Stock von sich, mit ausgebreiteten Armen stürzte er nieder auf die feuchtkalte Erde und wühlte den Kopf ins raschelnde Laub. Vergessen waren Schmerz und Kummer, alles ging unter in dem einen großen Gefühl — Heimat! Gleich einem Trunkenen lallte er; er drückte das Gesicht an den geliebten Boden wie an die Brust der Mutter, er lag dann auf dem Rücken und starrte mit weiten Augen in das bleiche Grau des Himmels, er fühlte die Kälte nicht, die seine Glieder durchdrang.

Endlich sprang er auf, er rannte in den Wald hinein; er lief dort ziellos hin und her, er schlang die Arme um die dicken Stämme und preßte die Wange an die knorrige Rinde. Ein lange nicht gekanntes Wohlgefühl durchrieselte ihn, sein bleiches Gesicht rötete sich, sein Auge gewann Glanz. Das war die Heimat, der Wald seiner Jugend; hier war er umhergestürmt, hier kannte er auf Meilen jeden Pfad, jeden noch so versteckten Schlupfwinkel! Hier hatte er hinterm Busch das Wild belauscht, hier hatte er mit Suß im Gras gelegen und drüben in den Ruinen der alten Abtei sich mit ihr verkrochen vor jedem unberufenen Blick.

Suß! Ihre Gestalt war untrennbar verwoben mit

dem, was er liebte; sie gehörte hierher. Für Augenblicke war es ihm, als müßte sie aus den Büschen treten und ihr lachendes Gesicht heiß und fest an das seine schmiegen. „Suß!“ Er rief es laut, das Echo gab es zurück, verwirrt sprang er auf. Was wollte er doch?

Er hatte Trier verlassen, ohne sie aufzusuchen, ohne ihr Lebewohl zu sagen; im Groll war er gegangen. Wäre sie nicht gewesen, manches hätte sich anders gefügt! Er dachte ihrer mit Wut, mit geballter Faust; aber es war eine ohnmächtige Wut. Durch seine Adern schlich ein zehrendes Etwas, es ließ ihm keine Ruhe; er sah sie im Traum und mit wachen Augen, er glaubte sie zu hassen und verging vor Begehren.

„Suß!“ Es raschelte im Busch! Der kräftige Mensch fuhr zusammen, mit einem seltsam erwartungsvollen Ausdruck starrte er zur Seite — war sie's? Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Es raschelte stärker, die Zweige teilten sich — „Suß?!“ Ein junges Reh trat heraus und äugte verwundert den Eindringling an. Es stutzte, warf den feinen Kopf zurück, dann ein paar leichte Sätze — fort war es.

Wie aus einem Traum erwachend, schaute Hubert um sich. Es dunkelte; schwere Schatten lagerten sich im Wald, der Wind ging stöhnend durch die kahlen Bäume. Nun fühlte er die Kälte. Langsam tappte er auf den Weg zurück; die Freude war verflogen, fröstelnd zog er den Rock um sich.

Näher, immer näher kam er dem Elternhaus. Da blinkte schon Licht! Die Lampe brannte in der Stube, an deren Fenster die Mutter immer gesessen. Nun saß

sie nicht mehr da! Ein ungeheurer Schmerz stieg jäh in der Brust des Sohnes auf; er blieb am Waldrande stehen, faltete die Hände und sah zu dem matten Schein hinüber, bis er ihm vor den Augen verschwamm. Dann sprang er mit wenigen Sätzen über die kotige Straße und öffnete das Gattertor, welches das Anwesen umschloß.

Mit wütendem Gekläff fuhr ein Teckel auf ihn los, doch das Bellen verwandelte sich in freudiges Winseln.

„Waldes, kennste mich?" Ja, der alte Hund kannte ihn! Mit einem seltsamen Zittern im Herzen hob der junge Mann das Tier auf den Arm und ließ sich willig von der kalten Hundeschnauze beschnobern. Er drückte die Haustür auf, der Flur war dunkel; er tastete die Wand entlang, bis seine Hand die wohlbekannte Klinke fühlte.

„Wer ist da?" rief's von drinnen.

„Ich!" Hubert stolperte über die Schwelle, geblendet vom plötzlichen Lichtschein.

Am Tisch saß der Förster, den Kopf über die Zeitung gebeugt; der starke Bart hing ihm fast bis auf die halbe Brust, er war noch schwarz, aber in das Haupthaar, die buschigen Brauen mischten sich weiße Fäden. In der Stube war's kalt und unwirtlich, die Geräte standen wie früher, aber verstaubt und schief gerückt; die Lampe war nicht gut geputzt, sie dampfte und schwelte.

Da saß der alternde Mann — ganz allein!

Eine sonst nie gekannte Weichheit kam über den Sohn; er hatte alles vergessen, es war ihm, als müsse er sich dem da an den Hals werfen und mit ihm um die Tote weinen.

„Vater!" sagte er unwillkürlich.

Der Förſter maß ihn mit einem Blick vom Scheitel bis zur Sohle; erſt flog's wie Erſchrecken über ſein Geſicht, ſeine Stirn rötete ſich, dann ſagte er kalt:

„Ah, Hubert, du biſt et? Du kömmſt ja wie der Dieb bei der Nacht!"

„Guten Abend!" Der Sohn trat näher zum Tiſch und ſtreckte die Hand aus, der Vater ergriff ſie, und für einen Augenblick hielten ſich die Hände der beiden Männer umſchloſſen, aber der Druck war kalt.

„Setz dich!"

Hubert ſetzte ſich. Er tat es mechaniſch, ſeine Augen glitten unruhig im Zimmer umher, als ſuchten ſie jemand. Plötzlich ſprang er auf — ſchon ſtand er am Fenſter, und liebkoſend fuhr ſeine Hand über den alten Polſterſtuhl vor dem kleinen Nähtiſch. Da hatte ſie immer geſeſſen, alles ſtand noch hier — nur ſie — ſie —

Mit einem tiefen Seufzer kam er an den Tiſch zurück und nahm dem Vater gegenüber Platz. Noch hatte er das Ränzel auf dem Rücken, Hut und Stock in der Hand, der Vater nötigte ihn nicht, abzulegen. Ein bitterer Geſchmack wie Galle ſtieg ihm in den Mund.

„Nun," ſprach der Förſter, der ſchweigend das Tun des Sohnes beobachtet hatte, „endlich kommſte heim? Leg nur deine Sachen ſo lang' da auf den Stuhl! Viel hab' ich zwar net mit dir zu reden, dann kannſte ſchon wieder gehn, oder willſte de Nacht dableiben, is 't mir auch recht; beſſer wie im Arreſtlokal wird et ja immer noch ſein — du infamer Bengel!" Der Alte fuhr plötzlich auf und legte die Fauſt dröhnend auf den Tiſch. „Was haſte for Sachen gemacht?! Mein Sohn hat im Loch geſeſſen —

mir soll das passieren, mir, dem königlichen Revierförster, mir, Wilhelm Pantenburg! Ich hab' immer gewußt, aus dir wird nix; hätt' das Weib net alleweil geflennt, ich wär' dir längst anders gekommen, du miserabler L—!"

Er verschluckte das letzte Wort, der Sohn sah ihn düster an: „Sag et noch emal, das letzte Wort — was bin ich?"

Der Förster tat, als habe er nichts gehört, er sprach weiter:

„Aber nu hatte sie et endlich eingesehn. Ich kann dir keinen Gruß von deiner Mutter bestellen, sie hat nix mehr von dir wissen wollen. Und recht hat sie gehabt!"

„Das is net wahr!" Hubert sprach es mit starker Stimme. „Meine Mutter nix mehr von mir wissen wollen?! Ha, ha" — er lachte bitter — „das glauben ich net — wer das sagt, der lügt — oder" — er beugte sich über den Tisch und starrte seinem Vater in die Augen — „hast du ihr vielleicht e so Schönes von mir erzählt? Imstand wärste derzu!"

„Ich? Ich hab' erzählt, was wahr is — ich hab' sie noch geschont. Aber deine Braut, die Frau Hoppe aus Wittlich, is angefahren gekommen eines Tags un hat geschrieen und lamentiert. Mit ener hergelauf'nen Person, der Suß Endenich von hier, seiste tanzen gewesen, die ganze Nacht hättste dich mit der herumgetrieben; am andern Morgen erst wärste betrunken in die Kasern' gekommen, du hättst den Hauptmann angefallen un lägst nu im Arrest bei Wasser un Brot, de Gefreitenknöpf' hätten se der abgerissen. Ein guter Bekannter aus Trier hat ihr alles geschrieben."

„Was — was?“ Mit brennenden Augen, Schamröte auf den Wangen, lauschte Hubert; seine Fäuste ballten sich zornig, er stieß den Stuhl zurück und rannte wie ein Besessener im Zimmer umher. „Die Klatsche — das verliebte Mensch — ich — ich — ich könnt' sie erwürgen — die —“ Er schwang die Fäuste.

„Ja, mein braver Sohn,“ lachte der Förster höhnisch und strich sich den Bart, „die Wahrheit hört keiner gern. Aber du kannst et der Mutter net verdenken, wann ihr das doch zu arg war; mit dem Hätschelkind war et nu aus, sie hat —“

„Und du — und du?“

„No, ich hab' noch zum Guten geredt, obgleich du es net verdient hast. Die Katharina Hoppe hat sich denn auch zufrieden gegeben. Das is eine scharmante Frau, du hast en Glück sondergleichen. Sie will dir verzeihen un dich auf em Fleck heiraten. Du kannst de Nacht hier bleiben, morgen früh machste dann nach Wittlich un kommst mit ihr in die Reih. Die Hochzeit —“

„Die Hochzeit wird net sein,“ sagte Hubert fest; seine Stimme klang ruhig, aber es war wie Windstille vor dem Sturm. „Nie — ich heirat' das Weib net!“

„So —“ Des Vaters Augen flammten. „Un wenn ich sag', du heiratst sie doch?! Gott sollste auf den Knien danken, täglich, stündlich — du Hungerleider! So en miserabler Lump wie du, der keinen Pfennig hat, nirgendwo gut tut, Schand auf em Buckel hat, kriegt so e ne schöne, reiche Frau! Mensch, denk, du kannst der en Laden kaufen, du kannst —“

„Ich verkauf' mich net,“ unterbrach ihn der Sohn

kurz, „ſpar dein Red! Mir ſcheint, mer verſtehn uns doch net — ſei ſo gut und gib mer das Sparkaſſenbuch, worauf der Mutter ihr Geld zu Wittlich eingetragen is; dann will ich gehen.“

Der Ältere zuckte unmerklich zuſammen, dann fragte er ſcheinbar erſtaunt:

„Was for en Sparkaſſenbuch — was for Geld?“

„No“ — der Jüngere trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tiſch — „du weißt doch, das Geld, was mir nach em Tod von der Mutter gehört. Ich will et mir auszahlen laſſen. Wo is das Buch?“

„Nur Geduld!“ Der andere ſah ihn einen Augenblick an und lachte ihm dann ins Geſicht. „Aha, ſo läuft der Haſ'! Ja, mein junger Herr, da irren Se ſich! Denkſte vielleicht, daß man ſo einem Muſterſohn ſein Geld hinterläßt — Geld, was ei'm zu heilig war, nur anzurühren — daß der es in alle Winde ſchmeißt un in e paar Jahren verjuchhet? Ne, ſo töricht war die Mutter net, die war bei aller Schwachheit doch ene kluge Frau — Buch? Geld? Du haſt nix zu kriegen, als was ich der aus Gutherzigkeit geb'. Heirat du deine reiche Witwe, was brauchſte mehr?!“

„Nein!“ Der Sohn ſtampfte mit dem Fuß auf. „Laß de Fiſematenten, ich will mein Geld!“

„Dein Geld? Verdien der welches, dann haſte welches — un ich verbitt' mir ſolchen Ton. Laß das Trampeln! Was, du denkſt, ich lüg'? Das is heut bereits das zweitemal — halt dein Maul, du frecher Lümmel! Hier, willſte ſehen?“ Der Förſter eilte zu dem Bureau an der Wand und riß ein Schubfach heraus, er hielt dem

Sohn einen großen Bogen unter die Nase. „Da steht et! ‚Ich, Annamargret Pantenburg, geborene Heid, vermache meinem Ehemann, dem Revierförster Wilhelm Pantenburg zu Himmerod, mein Gesamtvermögen, bestehend in der Summe von neuntausend Mark — sistiert auf der Sparkasse zu Wittlich — und einer Hypothek von sechstausend Mark ebendaselbst. Ich wünsche, daß er uneingeschränkt und sofort nach meinem Tode in Besitz der Erbschaft tritt.‘“

Vor Huberts Augen flimmerte es.

„Und ich — und ich?“ stammelte er.

„Ja, siehste nu, da steht es — hier der Name der Erblasserin — hier der Notar und die Zeugen“ — der Förster wies mit dem Zeigefinger — „da stehn sie!“

Mit einem hastigen Griff riß ihm der Sohn das Blatt aus den Händen:

„Her den Fetzen, ich pfeif’ drauf, ich —“

„Zerreiß du et nur.“ Der Vater ließ ihm gleichmütig das Papier. „Immer zerreiß du et — aber dann geh nach Wittlich auf ’t Gericht, da liegt noch e so en zweiter Fetzen hinter Schloß un Riegel, das is der richtige. Ich möcht’ dir net raten, den zu zerreißen — dies, dies hier is nur de Abschrift. Ha, ha!“ Er lachte kurz und gezwungen.

Wie vernichtet ließ der Sohn das Blatt zur Erde fallen. Er schloß die Augen, als ob ihn schwindle, und lehnte sich schwer an das alte Zylinderbureau.

„Mutter — Mutter!“ stöhnten seine erbleichten Lippen.

Mit einem triumphierenden Blick maß ihn der Alte: „No, was sagste nu — lüg’ ich?“

Keine Antwort. Man hörte die Uhr ticken und den Holzwurm unter der Diele schraben. Eine Weile blieb es so.

„Hubert," tönte jetzt wieder die rauhe Stimme, „du dauerſt mich eigentlich. Was willſte anfangen? Geh in dich, heirat die Hoppe, werd en ordentlicher Menſch, un ich bin net dawider, dir von dem Geld emal was vorzuſchießen."

„Von meinem Geld?!" Der Jüngere lachte gellend.

„Von meinem Geld, meinſte," verbeſſerte der Ältere; „erſt nach meinem Tod wird et ſich finden, ob 't wieder dein Geld iſt. Aber es hat noch Weile bis dahin! So bald gedenk' ich noch net abzufahren," ſchloß er höhniſch und reckte ſeine kräftige Geſtalt. „No — was meinſte — was?"

Er lauſchte, er verſtand das Murmeln des andern nicht — plötzlich ein Wutſchrei, der Sohn packte ihn an der Bruſt und rüttelte ihn wild hin und her:

„Du Dieb! Betrüger!"

„Laß los, Lump infamer!" Der Förſter wehrte ſich — vergebens!

Mit Rieſenkraft hielt ihn der Jüngere feſt und drückte ihn gegen die Wand.

„So — und nu ſag noch einmal: ‚Lump infamer!' — ich will dir jetzt ſagen, wer der Lump is — du, du, du!" — er ſtieß ihn mit der geballten Fauſt vor die Bruſt — „du!"

Zornbebend ſchlug der Alte um ſich, Hubert packte ſeine Handgelenke und drückte ihm die Arme an den Leib.

„Das Kind haſte mißhandelt, den Mann haſte betrogen — ich bin dein Sohn net mehr. Ich betret' net mehr dein Haus. Aber ſagen will ich der, was ich von der denk'. Ruhig, ſtrampel net ſo! Die Mutter hat dich

gefürcht', solang' ich denken kann, du hast er das Testament abgeluxt, du hast er noch auf dem Totenbett die Feder in de Finger gezwungen — still, red kein Wort! Still!" In furchtbarer Wut schrie Hubert: „Ich will auch gar kein Geld, et is besudelt von dir! Du hast mer aber mein Mutter genommen, das verzeih' ich der net — net in Ewigkeit — du hast" — krampfhaft schluckte er und rang nach Atem — „du hast mich elend gemacht! Wunder dich net — du — du" — er rüttelte den sich Sträubenden — „du hast emal Rechenschaft abzulegen vor Gottes Thron — wart, wir begegnen uns noch! Ich will mich net versündigen, sonst —" Seine Augen blickten wild.

„Schlügste mich tot!" brüllte der Förster, über dessen kreideweißes Gesicht Wut und Haß in jähem Wechsel jagten. „Ich fürcht' mich net. Schlag nur — meinen Fluch hasste — tausendmal meinen Fluch — nu schlag zu!"

„Ich schlag' net." Hubert ließ den Vater plötzlich los und taumelte an den Tisch zurück, er sank auf den nächsten Stuhl und schlug den Kopf hart auf die Tischplatte. „Mutter — Mutter!"

Der Förster stand mit verzerrtem Gesicht, es sah aus, als wollte er sich auf den Sitzenden stürzen. Nun sprang der auf. Hubert sah mit verstörten Augen um sich und ergriff Ränzel und Hut. Seine Rechte nahm den Stock und stieß ihn wuchtig auf den Boden, er wollte noch sprechen, aber die Worte versagten ihm; er drehte sich rasch um und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen.

Nun tappte er über den Flur — nun ging die Haustür, sie kreischte in den Angeln — nun ward sie zugeschlagen — der Förster lauschte mit vorgebeugtem

Oberkörper. Draußen winselten die Hunde. Nun war alles still. Er war fort.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ergriff der Zurückgebliebene die Lampe, seine Hand zitterte doch. Er leuchtete hinaus in den Flur, dann öffnete er die Haustür und rief die Hunde. Draußen schwarze Nacht. Er machte die Runde ums Haus, dann ging er wieder hinein und schloß sorgfältig mit Ketten und Riegeln, vor die Fensterläden legte er die eisernen Stangen.

„Morgenden Tags nehm' ich mir den Jagdgehilfen in 't Haus," murmelte er und sah sich scheu um, „un eine Dienstmagd muß auch her — ich will net allein sein."

Hui! Draußen pfeift der Wind und heult schon wie Wintersturm, die Wipfel der Bäume biegen sich, am Himmel jagen Wolkenballen. Nun prasselt Regen nieder — eine böse, menschenfeindliche Nacht!

* * *

Zu Wittlich standen die Leute auf dem Marktplatz und guckten mit neugierigen Gesichtern nach den Fenstern von Kaufmann Kortz. Warme Frühlingswinde wehten über die Straße, um die weißgetünchten Giebel der einstöckigen Häuser tanzte Sonnenschein, der Himmel zeigte ein wolkenloses Blau.

Mai war's.

Die Männer standen schon hemdärmelig vor den Türen, die Schürzen der Weiber wehten im lauen West, man feierte trotz des Vormittags; alle lachten.

„Ene, su wat," sagte Flickschneider Bonz und blinzelte pfiffig mit den Augen, „wat ich dat Kortzen gönn'! En Mordskerl, dän Hubert Pantenburg! Ha, ha — ha, ha

— wat ſech dän Kortz wohl geärgert haot! Mondag üwer Nacht ſein uff emaol al ſein Hemder, al ſein Boxen, al ſein ſtaatſche Kledaſch weg, on heit morjen krieht hän en Kaart per Poſt:

‚Die Hemden und die Hoſen ſitzen famos! Dies zu Ihrer Beruhigung.

In alter Anhänglichkeit H. P.‘“

„Dän Kortzen es ganz onüwel gäwen für lauter Gall — ne, ne, e ſu en Filu!“

„Meiſter,“ fragte ein junges Mädchen, „es et dän Pantenburg och ſicher geweſt? En annern kennt jao nor e ſu geſchriewen haon!“

„Es et der ald ſchuns bang for dän ſcheenen Hubert?“ lachte der Alte und kniff das hübſche Ding in die Backen. „Jao, jao, bei de Mädercher haot dän alleweil Glück! Ech kurantören der, Traut, dän kriehn ſe net, dän kennt al de Verſteck in der ganzen Eifel. Duh kann de Polizei lang ſuchen!“

„Haot ihr et ſchuns geheert?“ miſchte ſich der lahme Steffen ein, der im erbärmlichſten Häuschen zu Wittlich wohnte und vom Bettel lebte. „Dän alden Pantenburg es onbännig wild öwer de Unducht von ſei'm Sohn! Al Nacht duht dän en annern Utz mit em dreiwen, hän ſchießt em dat Wild für der Diehr. De Regierung haot als dem Fechter geſchriewen, hän ſollt' dem Öwelſtand uphelfen, ſunſt däht hän verſetzt gänn; duh haot dän Alden geſaot, de Schand öwerlewt hän net, ehnder ſullt dän Himmel off de Erd faalen, als dat hän dem Hubert weichen däht — on geflucht haot hän! Jeßmarijuſep, paßt uf, dat gitt en onüwle Saach!“

„O, dän!“ Die hübſche Traut warf die Lippen auf. „Dat es en alden Schinner!“

„Jao, jao“ — ein Bauerweib mit einer Hotte auf dem Rücken tippte die Sprecherin auf die Schulter — „dat Könd haot recht. Wißt, ihr Hähren, wann dän Fechter ſenen Jong net ſo onüwel traktert hätt', dat wär' eweil net e ſu en Onverläjenhaat — dän Hubert es ganz gud. Ech ſein von Großlittgen derhäm, letzt waor hän bei mer, hän haot duh geſäß on gekriſch; mer mößt en Dauer met em haon, et es em zo üwel metgeſpellt gänn!“

„O Jeß!“ Die junge Dirne hatte mit offenem Mund zugehört, nun ſeufzte ſie und ſenkte den Blick.

„Lao gieht hän!“ flüſterte Steffen plötzlich und ſtieß ſie an.

„Wän — wuh — wuh?“ Wie elektriſiert fuhren alle Köpfe herum.

„Noa drüwen — dän Alden!“ ſagte der Lahme bedächtig, nahm langſam die Pfeife aus dem Mund und wies mit dem kurzen Stiel nach der andern Seite des Marktplatzes.

Richtig, da ging Förſter Pantenburg! Er war in der Sonntagsuniform, mit dem Hirſchfänger an der Seite, der lange Bart hing ihm, glänzend pomadiſiert, auf die Bruſt. An ſeinem Arm, ſelbſtbewußt um ſich blickend, ſchritt Frau Katharina Hoppe. Ihr ſchwarzſeidenes Kleid rauſchte und fegte den Straßenſchmutz zuſammen, der weiße Hut mit der weißen Straußenfeder ſaß auf den Hinterkopf geſchoben und wippte bei jedem Tritt. Sie ſah zufrieden aus — warum auch nicht? Konnte es der Sohn nicht ſein, war's wenigſtens der Vater! Seit Heiligdrei-

königtag waren Förſter Pantenburg und Frau Katharina Hoppe miteinander verſprochen, heute kamen ſie vom Standesamt, ſie warteten das Trauerjahr nicht ab.

Ein greller Pfiff ertönte, als die beiden über die Gaſſe ſchritten; die Buben dort auf dem Geländer der Rathaustreppe machten ſich ein Hauptvergnügen, ſie pfiffen ſchneidend hinter dem Paar drein, jetzt ſchrien ſie gar: „Will Pläſier, Hähr Fechter — grüßt dän Hubert — on Kortzen däht ſcheen danken! Oa lau — oa lau!“

Der Förſter wandte ſich um, wie von einer Natter geſtochen, ſeine düſteren Augen unter den buſchigen Brauen ſprühten ordentlich, mit einer Verwünſchung und erhobener Hand fuhr er auf die Knaben los: „Wollt ihr wohl, verf—“ Mit lautem Gekreiſch ſtoben ſie von dannen, ſie rannten wie gepeitſcht, aber ſchon wieder an der nächſten Straßenecke tönte das Johlen: „Oa lau — oa lau!“

„Laß doch, Pantenburg!“ Die behäbige Braut zupfte den Bräutigam am Ärmel und hing ſich von neuem an ſeinen Arm. „Warum willſte dich ärgern? Et is nix als Neid von den Leuten — nix als Neid!“ Sie warf den Kopf wieder ſtolz hintenüber und rauſchte mit ihm ab; unter den Zuſchauern auf der Gaſſe entſtand ein halblautes Gelächter.

„Wie ſech dat Framenſch pärſcht! Ne, kuckt lao dat Klaad, wat haot ſe ſech ufgedonnert! On dän Alden, wat es hän falſch gänn! Jao, vom Hubert kaonn hän net gud hieren!“

„Hän haot nau ales,“ ſagte Flickſchneider Bonz und zuckte die Achſeln, „äwer — Geld haot hän on en neie Fra — äwer ech mechten net in ſener Haut ſtechen —

ene!“ Die anderen nickten Beifall, eifrig ging die Unterhaltung weiter; jetzt wurde ſie unterbrochen.

Eine Frauensperſon trat auf die Gruppe zu, langſam war ſie die Häuſer entlang geſchlichen, niemand hatte ſie kommen ſehen; nun ſtand ſie plötzlich vor den Schwatzenden.

„Met Verlöw,“ fragte ſie leiſe und beſcheiden, „waor dat dän Fechter Pantenburg?“

„Jao, jao — waorom?“ Die Leute ſahen erſtaunt und neugierig die Fremde an; die war nicht vom Ort, zu Wittlich kannten ſich alle.

„Da jao“ — ſie zupfte an ihrem ärmlichen Rock und wies auf ein Bündel in ihrem linken Arm — „ech ſein e ſu weid här, ech giehn naoch Trier for en Dienſt; ech haon ſchuns en weiden Weg gemaach on öweral haon ech vom Fechter Pantenburg verzällt krieht, ech ſein ald ganz neigierig gänn — on dat eloa waor hän wirklich?“

„Jao.“ Die Männer lachten; der Flickſchneider, dem kein hübſches Geſicht entging, ſchaute dem Mädchen unter das Kopftuch, das tief beſchattend in die Stirn hing. „Noa, gelt,“ ſagte er mit gutmütigem Blinzeln, „dän Alden es net e ſu ſcheen? Äwer den Jongen, dän Hubert, dat es en feinen Kerl, dän mußte emaol ſiehn!“

„Ene, ene“ — die Fremde erhob abwehrend die Hände — „es hän hei?“ Sie ſchien ſich zu fürchten und ſchaute verſtohlen um ſich. „O, ihr Hähren, ech haon e ſu en Forcht, hän kennt mer ebbes duhn, wann ech ſu allein dorch de Wald giehn — hän es doach net hei erum?“ Ihre Augen fuhren unruhig umher.

„Kuckt eloa de Bangbüx!“ Der Schneider amüſierte ſich köſtlich. „Ne, ne, de brauchſt net angſt zo ſin, de

ſcheene Mäderchen duht hän neiſt! Mondag es hän ze Wittlich geweſt — duh haot hän hei en Geſchäft gehaot," — er ſtieß den Steffen in die Seite und blinkte ihm zu, die anderen kicherten — „äwer nau es hän lao erunner!" Er wies mit dem Arm hinter ſich.

„Es et och waohr?" Das Mädchen ergriff ängſtlich den ausgeſtreckten Arm. „Ihr duht mech net für en Naorr haalen?"

„O Jeß, Mädchen, wat bis dau angſt — ne, dän es eweil rum nach Daun gangen; geſtern haot em dän Poſtellon uf der Chauſſee vun Manderſcheid nach Daun geſiehn, hän haot em gekennt."

„On es hän alleweil for ſech alleen?"

„Mer ſaot, hän haot ſe Mädchen bei ſech in de Wald geholt; et es en liederlich Framenſch, dat Suß Endenich aus Großlittgen, et — nao, Ihr mößt et doach kennen," wandte ſich der Sprecher an die Bauerfrau, die, mit ihrer Hotte auf dem Rücken, offenen Mundes daſtand, „Ihr ſeid doach lao derhäm!"

Ein lauernder Blick der Fremden ſchoß zur Seite, ſie drehte ſchnell das Geſicht ab.

Die Bäuerin ſchüttelte den Kopf:

„Ne, ech kennen dat Mädchen net mieh; als Könd haon ech et oft geſiehn, äwer nau es et ſchuns e ſu lang von derhäm. Dän alden Endenich es als bud, de Fra met de annre Könner es weg — ech weeß net, woar ſe ſein!"

„Se ſull en ſcheen Perßon ſein," meinte Steffen und paffte eifrig, „dän Hubert es ganz doll naoch er, hän es Wachs en ere Fingren."

„Maant Ihr?" Die Fremde lachte kurz; unbezwing-

licher Spott zuckte um ihren Mund, in den schmalen, langbewimperten Augen blitzte eine heimliche Luft, aber gleich darauf sanken die Lider. In völlig verändertem Ton sprach sie: „Äwer nau adjüs, ihr Hähren! Ech danken eich scheen, ech muß eweil laafen, dat ech weider komm' — adjüs!"

„Häh, Mädchen, willste net ebbes äßen? Duh bimmelt schuns de Middagsglock!"

„Ne, ne, ech danken eich" — sie schüttelte verneinend den Kopf — „ech sein net hongrig, ech sein ganz saat vun eirer Red!" Sie lachte wieder, daß ihre gesunden weißen Zähne blinkten, dann machte sie ein gezwungen ernsthaftes Gesicht und schlug schüchtern die Augen nieder wie vordem.

„Adjüs!" Sie nickte und schritt rasch von dannen; die Leute sahen ihr wohlgefällig nach, bis die nächste Straßenbiegung ihre Gestalt verdeckte.

* * *

Solange die Fremde in den Gassen von Wittlich den Blicken ausgesetzt war, schritt sie dahin, wie eben ein sittiges Eifeler Mädchen schreitet, mit den Nägelschuhen derb auftretend, den Kopf gesenkt. Kaum lagen die letzten Häuser hinter ihr, so veränderte sich ihr Wesen. Sie schaute mit blitzenden Augen um sich — niemand zu sehen! Im Sonnenglanz lag das Städtchen, alles zum Mittagsmahl in den Häusern.

Sie stieß ein halblautes Lachen aus und winkte mit der Hand höhnisch zurück: „Ihr Schaofsköp!" Dann schlüpfte sie behend in den Heckenweg, der sich hinter den Scheunen und Gärten hinzieht. Oft blieb sie stehen und hielt vorsichtig Umschau; sie ging in derselben Richtung,

aus der sie gekommen, wieder zurück auf die Landstraße nach Großlittgen und Himmerod.

Sie schritt wacker zu, jetzt war die Chaussee erreicht — in flimmernder Luft lag Wittlich weit zurück, weiß und staubig schlängelte sich die Straße bergan — da war auch schon Wald, wie eine undurchdringliche Mauer schoben sich Tannen vor, dazwischen Laubbäume mit zartgrünem Schleier.

Wieder hemmte das Mädchen den eiligen Schritt und hielt die Hand über die Augen, die scharf und funkelnd Landstraße, Felder, Nähe und Ferne überflogen.

„Ke Mensch," sagte sie triumphierend, sprang leicht wie ein Reh über den Grabenrand und verfolgte mit Sicherheit einen kaum erkennbaren Pfad mitten durchs Dickicht.

Sie ging jetzt langsamer. Ihre Lippen spitzten sich, übermütig begann sie vor sich hin zu pfeifen, wie Vogelgezwitscher klang es. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten, sie riß es vollends herunter, ungehindert spielte das grüngoldene Licht um ihre gebräunte Stirn. Gezweig streifte ihr Haar, ab und zu verfing sich ein Reis in ihren wirren Zöpfen und raufte drin, sie hatte es nicht acht. Wie eine Schlange wand sie den geschmeidigen Leib durchs Buschwerk.

Eine halbe Stunde war wohl verstrichen, jetzt begann die Wandrerin aufmerksam nach rechts und links zu spähen, ihr Pfeifen ward lauter — da — ein antwortender Pfiff — darauf ein Brechen und Knicken von Ästen — ein Rascheln im Unterholz — die Zweige schnellten auseinander, ein schlanker Mann setzte heraus mit ungestümem Sprung.

„Suß!“ Er umfing sie mit beiden Armen und küßte sie wild und stürmisch.

„Laoß!“ Sie stieß ihn zurück und hielt ihn auf Armslänge von sich ab, ihre Blicke liefen über die kräftige Gestalt in der jägerähnlichen Kleidung, über das schöne Gesicht mit dem krausen blonden Bart — sie weidete sich dran. Ihre Pupillen vergrößerten sich, ihre geschmeidigen Glieder duckten sich wie zum Sprung, nun tauchte ihr Gesicht mit den zitternden Nasenflügeln dicht vor dem seinen auf — ein Kuß und ein Biß brannten auf seiner Wange.

„Kotz Donner, Suß!“ Er rieb sich die Backe.

„Ech haon dech freßlief,“ murmelte sie zwischen den Zähnen, „dao — dao!“ Noch einen Kuß rechts und links, dann schnellte sie zurück wie das Reptil, das seinem Opfer den giftigen Stich versetzt hat. Sie lachte hell auf: „Da lau, Hubert, kuck net e su dumm!“

„Maach!“ Er drohte ihr scherzend, aber seine Augen leuchteten leidenschaftlich; mit einem unterdrückten Schrei preßte er sie an sich, hob sie mit den starken Armen vom Boden und hielt sie für Sekunden über sich in der Schwebe. „Du, — o du!“

Sie lachte auf ihn herunter.

„Dau bis schwer!“ Er ließ sie zur Erde, der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten.

„Glöwen ech — äwer nau hör, Hubert“ — sie zog ihn weiter — „mer haon ke Zeid zo verlieren; dein Vadder met sener Madam haon ech ze Wittlich gesiehn — schwind, mer laafen naoch Himmerod! Hän es noach net derhäm, mer kennen em emaol düchtig beluchsen!“ Ihre

Augen funkelten ſchadenfroh. „Ke Menſch denkt an dech — de Schaofsköp — ſe maanen al, dau wärſt rum naoch Daun gangen — ech hätt' bal de Plaatz krieht for Laachen!"

„Haſte em geſiehn," fragte er haſtig, „on de Hoppe och?"

Sie nickte; ihr Geſicht verfinſterte ſich, ſie ballte die Hände. „Dat Menſch! En ſeiden Klaad haot et an — on dän Fechter — oa dän — dän! Alles vun dei'm Geld, Hubert, laad et net — dau därfſt et net laaden — kujoner em — plaog em" — ſie ziſchelte — „ons es dat Geld, wat ſe verduhn, ech mößt dat Klaad haon, on dau mößt Fechter gänn — oa dän Stehler, dän Hallunk! Kennten ech em nor kriehn, ech wullt em —"

„Suß, bis ſtill!" Er legte ihr die Hand auf den Mund, zornig machte ſie ſich frei:

„Dau Schmachtlappes, dau has ke Koraſch! Gang doach liewer on gratelier em noach zo der Madam — Dein Modder ſelig däht ſech noach em Grab omdrehn! En halw Jahr es ſe erſcht dud, de arm Fra!"

„Dau has recht!" Eine tiefe Röte ſtieg ihm in die Stirn, ein ſchmerzlicher Ausdruck kam ihm raſch in die Augen. „Mutter!" murmelte er, dann drückte er dem Mädchen die Hand. „Suß, dau bis e ſu klug!" Er ſah ſie bewundernd an.

„Jao" — ſie klopfte ihm die Backe — „duh nor ſtracks, wat dat Suß ſät! Noach es et net ganz verſpellt — Koraſch, Hubert! Denkſte, et micht mer Pläſier, de ganz Zeid em Wald ze lauſtern on mech lao zo verſtechen? E ſu hammer net gewett! Mer ſein eweil ſeid Bene-

diktus hei erum, mer haon gehongert on gefror; wann ech net mannigmaol ebbes mitgeholt hätt', wat dann? Ne, Hubert, dat moß ſech ännern — mer möſſen dän Alden zo Kreiz kriehn — mer möſſen — on dann — juchhäh!" Sie machte einen Sprung und ſchüttelte den Kopf, daß ihr die wilden Zöpfe über den Rücken fielen.

Mit einem Gemiſch von Liebe und Scheu ſah der junge Menſch auf ſie.

„Et duht mer laad for dech," ſagte er gedrückt, „ech waoren ſu froh hei — e ſu froh" — ſeine Bruſt weitete ein tiefer Atemzug, aufleuchtend ſchweifte ſein Blick durch das Waldgrün, gleich darauf ſank ihm die Stimme, wie Angſt klang es hindurch: „Äwer — Suß — dau wirſt mech doach net im Stich laoſſen, dau giehſt net fort? Saog, Mädchen — dau giehſt net fort — Suß! Suß?!" Er haſchte nach ihrer Hand und drückte ſie heftig bis zum Schmerz. „Ech kaonn net lewen ohne dech — ſaog!"

„Da Jeß!" Suß zuckte die Achſeln und ſchlenkerte ſeine Hand zur Seite. „Autſch!"

Weiter gab ſie keine Antwort; die Brauen zuſammengezogen, die kurze Oberlippe aufgeworfen, ſo ſchritt ſie vor ihm her. Er faßte ſie rauh am Arm, ſein Geſicht war bleich geworden.

„Mädchen, laoß de Dummheiten — ſaog, dat de mech net verlaoſſen duhſt! Suß!"

„Ech haon et lao bal ſaat," murrte ſie trotzig, „ſchaff ons Geld — ſons —"

„Suß!" Er ſeufzte. Sie drehte den Kopf halb nach ihm um — es lag etwas Verächtliches in der Be-

wegung, ein häßliches Wort schwebte ihr auf den Lippen — da — wie er sie ansah!

Seine dunklen Augen ruhten traurig auf ihr, Zorn und Kümmernis stritten in seinen Mienen; nun wurde seine Stimme bittend.

„Suß!" Seine kräftige Gestalt beugte sich zu ihr nieder — sie sah ihn einen Augenblick starr an, ihr böser Blick ward weicher — dann lächelte sie pfiffig, spitzte den Mund und schloß die Lider.

„Köß mech!" sagte sie langsam.

„Suß!" Mit einem Jubellaut drückte er seine Lippen auf die ihren; sie rührte sich nicht, mit geschlossenen Lidern hing sie an ihm.

„On eweil dähste bei mer bleiwen, och wanneh —"

„Jao, jao, jao!" Sie schrie es ihm in die Ohren, sie riß die Augen weit auf und brach in schallendes Gelächter aus. „Ha, ha — on nau, mein Jong — ha, ha — eweil gitt et strawätzt, suns es dän Alden schuns derhäm!"

Sie machte sich los, faßte ihn an der Hand und zerrte ihn hinter sich drein, immer durch Gestrüpp und Buschwerk, mit unfehlbarer Sicherheit. Durch das zarte Laubdach fielen ihr die Sonnenstrahlen mitten ins Gesicht, ohne zu blinzeln richtete sie den Blick fest geradeaus. Sie schien keine Müdigkeit zu kennen, ihre Sehnen waren von Stahl, ein heimliches Frohlocken schwellte ihre Gestalt. Er folgte ihr auf den Fersen.

* * *

Tief dunkle Spätsommernacht lag über den Höhen und Gründen des Kunowaldes. Nichts regte sich.

Im Forsthaus brannte kein Licht mehr. Frau Katharina Pantenburg, verwitwete Hoppe, schlief. Die Zahl der Hunde war noch um drei vermehrt; auch sie lagen im Schlaf, die Nase auf die Vorderpfoten gedrückt. Kein Laut.

Die Stille beängstigte den Förster, er allein lag im Bett und konnte nicht schlafen. Die Fenster waren mit den Läden fest verschlossen, eine dicke dumpfe Luft brütete in der Kammer.

Pantenburg lag mit offenen Augen, sie brannten ihm; der Mund war ihm ausgetrocknet. Er warf sich ungestüm von einer Seite zur andern, in den Adern floß ihm kein Blut — nein — Feuer, Feuer! Er riß die Decke ab und richtete sich halb auf — o, dieser Ärger! Wenn der Lump, der Strolch, der Vagabund nicht war, konnte er ruhig schlafen! Jetzt keine Ruhe.

Der Förster stöhnte, er lauschte auf die Atemzüge seiner Frau. Wie sie schlief — das dicke, dumme Mensch! Jetzt schnarchte sie gar. — „O!" Pantenburg tastete im Dunkeln nach den Kleidern auf dem Stuhl vorm Bett; er konnte das Schnarchen nicht mehr hören, es dröhnte ihm in den Ohren, es machte ihn rasend. Sie war ihm widerwärtig, alles war ihm widerwärtig — alles ärgerte ihn — das war ein Hundeleben!

Während er geräuschlos die Kleider überzog, tobten ihm die Gedanken. Der Rock schlotterte ihm um die Schultern — ja, er war abgemagert, gelb im Gesicht vor unterdrückter Galle; die Augen lagen ihm tief und blutunterlaufen im Kopf. Das waren Sommermonate! Von der Forstverwaltung ein Verweis nach dem andern; die Leute lachten hinter ihm drein — o, er sah's wohl, wenn

ſie's auch heimlich taten! Sie freuten ſich, ſie gönnten es dem „Schinner"! Wilddiebſtahl über Wilddiebſtahl. Zwei, drei Nächte hintereinander hörte er die Schüſſe fallen; war er links, dann knallte es rechts — war er auf dem Berg, dann war's unten im Tal — der Kerl hatte Wind von jedwedem.

Sie ſteckten alle unter einer Decke — ha, das Luderzeug! Selbſt dem Jagdgehilfen war nicht zu trauen. Und in ſeiner Hochzeitnacht, welch ein Skandal! Ein hölliſches Pfeifen, ein Johlen, ein Lärmen war vor den Fenſtern erklungen — ein Trommeln, dazwiſchen Hohngelächter, Quieken, Kreiſchen, als ob das wilde Heer durch die Luft zöge. Wütend war der Hochzeiter vor die Tür geſtürzt — nichts zu ſehen! Kaum war er drinnen, donnerte ein Hagel von Steinen gegen die Läden, das hölliſche Toben verſtärkte ſich — ſo ging's bis zum Morgengrauen. Frau Katharina zeterte und heulte und beſchwor ihren Mann, ſich verſetzen zu laſſen. Zornig fuhr er ſie an: „Das ſollt' fehlen, ich dem Lump weichen — ich! — Schweig mir!" Seither wagte ſie nichts mehr zu ſagen, ſie wandelte ohnehin nicht auf Roſen.

„Wann ich hän krieg, den Kerl, den vermaledeiten —" der Förſter war jetzt angezogen und tappte zur Kammer hinaus — halt — fiel da nicht ein Schuß? — Nein, nichts! Es war das Blut, das ihm in den Schläfen pochte, in den Ohren rauſchte. So ging es alle Nacht, er lag im Bett und lauſchte, und das überanſtrengte Gehör närrte ihn.

„Ich werd' verrückt!" Pantenburg hielt ſich den Kopf mit beiden Händen. Er biß die Zähne aufeinander:

„Hätt' ich ihn totgeschlagen als Jung — pah — besser damals, als jetzt, — denn wann ich ihn treff' —" Eine lange Pause, dann ein heiseres, zitterndes Gemurmel: „Einer von uns muß weg — ich ertrag' die Schand und den Spott net — ne, un wenn 't mich die Seligkeit kost' — haha, die is ohnehin verspielt!"

Er lachte bitter und sah sich dann schaudernd um — alles finster; er tastete zum Tisch, auf dem Feuerzeug stand. Ein klägliches Flämmchen flackerte auf, um gleich wieder zu erlöschen — noch ein Streichholz — noch eins, — mit einem Fluch warf der Förster die ganze Schachtel auf den Tisch. Alles gegen ihn, alles ihm zum Possen!

Er riß Gewehr und Patrontasche von der Wand, seine Hand fühlte nach dem Drücker; noch war scharf geladen. Er tappte zur Tür — nur heraus, heraus, die Luft drin war zum Ersticken! — Er schlorrte durch den Flur, schob den Riegel zurück und hakte die Kette los — vor dem eigenen Sohn so verrammelt — nein, nicht bloß vor dem Sohn; da waren Gestalten, ein ganzes Heer, schwarz und finster, allezeit bereit, über ihn herzufallen!

„Ah!" Der Förster riß die Knöpfe des Rockes auf und hielt die Brust der Nachtluft entgegen — das kühlte! Luft!

Mit schwerem Tritt machte er die Runde ums Haus. Die Nacht war still, kaum ein Rauschen in den Wipfeln — noch immer nicht Kühlung genug. — Ob er wohl hier herum im Wald war? — Pantenburg fühlte nach dem Gewehr; heut wär's eine Lust gewesen, ihm eins aufzubrennen. — „Ha!" — der Förster faßte sich nach dem Hals, es würgte ihn ordentlich da, eine namenlose

Wut trieb ihm jäh das Blut zu Kopf, vor den Augen rotes Geflimmer — er hätte ihn morden können — morden — den —

„Was — was willſt du?!“ Er ſchrie plötzlich laut auf und ſtreckte die Hände vor ſich — auf dem Pfad ſchimmerte eine helle Geſtalt — ſie glitt vor ihn hin — jetzt —

„Annamargret!“ Dem Mann ſchlugen die Zähne zuſammen. „Fleiſch von deinem Fleiſch, Blut von deinem Blut —“

Wer hatte das geflüſtert?

Es ſäuſelte in den Büſchen, mit einem Ächzen hob der Förſter den Gewehrkolben — nichts — der weiße Stamm einer Birke löſte ſich hell aus der dunklen Umgebung.

„Ich werd' verrückt! O —“

Wie ein Trunkener taumelte er tiefer in den Wald, er irrte umher; wie lange? Wer weiß. Nach Mitternacht mußte der Mond aufgehen — richtig, da war er! Seine halbe Scheibe warf nur ein unſicheres Licht.

Mitten im Wald wanderte Pantenburg, vielmehr er lief, als ob ihn jemand jage; er hätte zerſchmettern mögen, was ihm in den Weg kam, er hätte — ja, was hätte er nichts alles gemocht! — Da — wer war das?! Wer?!

Dort am Ende der Schneiſe, die hinunter zur Salm führt, tauchte eine Geſtalt auf — ſie ſchritt heran — ein großer ſchlanker Menſch! Er ging achtlos, er kam näher — die zitternden Mondſtrahlen leuchteten ihm ins Geſicht.

„Halt,“ brüllte der Förſter, „halt, im Namen des Geſetzes!“

Der Angerufene zuckte zuſammen; er wendete ſich

halb zurück, als wolle er in eiliger Flucht ſein Heil ſuchen; er zögerte — nur einen Augenblick, dann ſchritt er ruhig noch näher.

Jetzt ſtanden ſie auf zehn Schritte einander gegenüber — Vater und Sohn. Sie ſtanden für Augenblicke regungslos, die Blicke bohrten ſich ineinander — ein Blatt wehte vom nächſten Baum, man hörte es fallen.

„Brauchſt net e ſo ze ſchreien," ſagte Hubert mit einem tiefen zitternden Atemzug, ein geringſchätziger Zug huſchte um ſeinen Mund, „ich ſteh' ſchon. Wann ich gewollt hätt', wär ich ja längſt weggerannt. Ich han dich kommen ſehn — et is mer lieb, daß ich dich treff'. Ich han zwar gemeint, ich hätt' mit dir nie ebbes mehr zu reden — ich han mich getäuſcht. Es muß en End werden mit uns — hörſte, en End!"

„En End," wiederholte der Förſter; weiter ſprach er nichts. Seine Rechte fingerte unruhig am Kolben der Büchſe.

Der junge Menſch in dem verlumpten Jagdrock, in den Stiefeln, aus denen die Zehen ſich vorbohrten, holte wieder unruhig Atem. Eine finſtere Entſchloſſenheit lag auf dem Geſicht mit dem verwilderten Bart. Hubert Pantenburg ſah ſehr heruntergekommen aus, hager, elend, ſeine Augen umgrenzten bleifarbene Schatten. Seine Stimme klang heiſer. „Ich bin en elender Lump," ſagte er, „du biſ auch elend, un en Lump biſte auch — warum ſollen ſich zwei Lumpe net verdragen? Gib mer de Hälfte von dem Geld, un ich ſchwör' der, ich kehr' um, ich werd' noch en ordentlicher Menſch!"

„Wer 't glaubt!" Der Förſter lachte höhniſch. „Ich

hab' mit dir nix zu ſchaffen — du Vagabond — du Dieb! Du has ſo viel Unehr über meinen Namen gebracht, es kann net ſchlimmer werden — halt, ich verhafte dich im Namen des Geſetzes!" Er ſtreckte den Arm aus.

Mit blitzenden Augen ſprang Hubert einen Schritt zurück, ſeine Hände riſſen die Büchſe von der Schulter: „Rühr mich net an, ſonſt — ich bin ſo elend, daß ich nix mehr ſcheu'! Weißte, was et heißt, ſich verſtechen von früh bis ſpät, auf der Hut ſein alleweil, von Geſtohlenem leben; weißte, was et is, wann ei'm dän eignen Vadder betrügt, wann mer ſei'm Schatz nimmeh traut un de Modder, de einzig, de ei'm lieb gehatt hat, ei'm auch genommen is, net nur vom Tod, auch e ſo — du weißt ſchon — ſag, wän is hier dän größten Dieb? — Du gibſt kein Antwort? O, dich kennen mer, du fürchtſt dich vor mir! Du weißt e ſo gut wie ich, daß du de Modder umgebracht has! Fahr net zuſammen un lang net nach der Büchs — ja, du has ſe erſtickt in der Furcht vor dir, du has ſe zu Boden gedrückt mit deiner Fauſt, un als ſe zerbrochen war an Leib un Seel, da haſte gefrohlockt wie en Teufel. Da haſte dem Sohn noch das letzte geſtohl', das Geld, das em zukömmt — un haſt em noch das allerletzte geſtohl', den Segen von ſeiner Mutter! O, du vermaledeiter Schuft! — Un nu ſag, daß de dat Geld gibſt, freiwillig gibſt, dann —" er ſchnitt mit der Hand durch die Luft — „ſein mer fertig!"

Eine gellende Hohnlache antwortete ihm, widrig und ſchaurig gab der Wald ſie zurück. „Nie, nie, nie — keinen Pfennig kriegſte! Haſt ja auch keinen Tropfen Blut von mir — warum hab' ich dich gehaßt? Ich hab' et

lang net gewußt, jetzt weiß ich 't. Kann leicht sein, die Heulliese hat dich irgendwo aufgetrieben — die so fromm tun, sind alleweil die schlimmsten — se hat mich betrogen, du bis en Bankert — ja, en Bankert mußte sein, biste, du, du, du —"

„Hal de Maul!" Zitternd wie ein vom Wind geschütteltes Laub legte der Sohn die Flinte an die Backe. „Noch emal beschimpfste mein' Modder, ich schießen dich dod wie en dollen Hund!"

„Du —" der Förster legt ebenfalls an, seine Augen funkeln, maßlose Wut verzerrt sein Gesicht, der Lauf der Büchse schwankt hin und her — „Bankert!"

„Lügner!"

Zwei Schüsse knallen zu gleicher Zeit — der Sohn steht aufrecht, das Gewehr umklammernd — der Vater läßt mit einem gegurgelten Laut die Waffe fallen, er stürzt zu Boden, hintenüber, die Arme weit abgestreckt.

Tot! — Hubert steht regungslos, sein Herz setzt den Schlag aus, er wagt sich nicht zu rühren, er hält den Atem an; mit vorquellenden Augen starrt er auf den da am Boden.

Ein leises Rascheln geht durchs Gras, jetzt knicken die Äste — was flüstert im Gebüsch?! Ein Nachtvogel fliegt auf, er krächzt, andere Stimmen antworten — wieder Totenstille — und nun — nun?

Mörder! — Hubert macht einen Satz wie ein aufs Blatt getroffener Hirsch; er sieht sich nicht mehr um, er stürzt davon mitten durchs Gestrüpp — bergauf, bergab. — Schiefergeröll prasselt hinter ihm drein — immer weiter, weiter — immer wilder, wilder — nur fort, fort . . .

Wohin er gerannt war, er wußte es nicht, mechaniſch trugen ihn die Füße. Er war zu Tode ermattet, in Schweiß gebadet. Endlich rauſchte die Salm, das Bewußtſein kam ihm wieder.

Er war im Grund; ſchwarz hoben ſich die Mauern der Abtei Himmerod. Er ſchritt durch feuchten Raſen, kletterte mühſam zum Bach hinab und hielt die Hände in das perlende Waſſer. Blut — Blut an den Händen, nicht zu ſehen, und doch klebte es dran!

„Jeſſes Maria!“ Verzweifelt fuhr ſein Blick umher — dunkel der Wald, dunkel der Himmel, wenig ängſtliche Sterne — er hätte beten mögen und fand keine Worte. Stöhnend ſchlug er ſich gegen die Stirn — was hatte er getan? — Und doch —

„Er hat ſe beſchimpft,“ murmelte er, und ein trotzig wilder Ausdruck legte ſich über ſein bleiches Geſicht. Was nun — was würde geſchehen — was würde Suß ſagen? O, die! Eine namenloſe Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen; nicht die Angſt vor dem Toten, der da oben im Wald lag und mit den verglaſten Augen nach dem Mörder ſtierte, auch nicht die Angſt vor der Strafe — nein, Angſt vor der Lebenden, um die Lebende. Wenn ſie ihn verließ?! Sie war herb und böſe die letzten Wochen.

„Suß!“ Er warf die Arme gen Himmel und ächzte in ſeiner Seelenpein, dann ſtürmte er vorwärts, den Ruinen zu. Sein Fuß berührte kaum den Boden.

Er durcheilte das Portal, den Kreuzgang, er ſtolperte über Schutt und Trümmer; der Weg war noch beſchwerlicher wie vor Jahren, auch mit Abſicht ungangbar gemacht. Er ſtrauchelte, er ſtürzte; ſeine Stirn ſchlug gegen

einen Stein, er fühlte, wie ihm das warme Blut die Naſe entlang rann, er raffte ſich auf — jetzt ſtand er an der halbverſchütteten Öffnung der Wand, er kroch hindurch — jetzt war er unten. Alles dunkel.

„Suß, Suß!“ Keine Antwort. Sie war nicht da — wo?!

Mit einem dumpfen Seufzer warf ſich Hubert auf den Boden. Kein klarer Gedanke war mehr in ſeinem Kopf, alles wirrte durcheinander, eine betäubende Abſpannung lähmte ihn; er fühlte, wie ſie über ihn hinkroch, vom Scheitel bis hinab zur äußerſten Fußſpitze. Er konnte kein Glied mehr rühren. Er blieb liegen und ſchloß die Augen.

Ob er geſchlafen hatte? Schwer und widerwillig öffneten ſich jetzt ſeine Lider; es war hell in dem Gewölbe, ein Feuer brannte, und vor ihm an der Wand lehnte Suß, die Arme über der Bruſt ineinandergeſchlagen. Der züngelnde Flackerſchein warf phantaſtiſche Lichter auf ihr Geſicht, das wilde braune Haar über der Stirn ſchimmerte rotgolden.

Sie hatte den Schläfer mit dem Fuß in die Seite geſtoßen: „Noa, dau ſchliefſt jao wie en Ratz! Dech kennten ſe em Schlaof abnehme kommen, dau giefs dat net gewaohr!“ Ihre verſchlagenen Augen funkelten ihn boshaft an. „Maach, et es Morjen!“

„Morjen?!“ Der Mann richtete ſich taumelnd halb auf, er ſah verſtört ein paar Augenblicke um ſich, dann ſchlug er mit einem lauten Schrei die Hände vors Geſicht: „Ech haon mei Vadder dodgeſchoß — o!“ Er ſtöhnte.

„Wat — wat — biſte doll?“ Sie beugte ſich vor

mit weit aufgerissenen Augen. „Wat? Dän Fechter dod — on dau — dau hättst em —"

„Jao, jao — heit nacht — owen im Wald — ech haon em um dat Geld gefraogt, dau haott'st doach gesaot, ech mößt et —"

„On es hän werklich dod?" unterbrach sie ihn hastig, „ganz dod?" Ihre Stimme klang heiser vor Erregung, ihre Nüstern blähten sich.

Ohne Wort nickte der Unglückliche. Plötzlich hob er das Gesicht aus den Händen, ein krampfhaftes, trockenes Schluchzen erschütterte seine Gestalt, er kroch über den Boden, er umklammerte ihre Knie, er schlug seine zitternden Finger in ihr Kleid.

„Suß, saog, dau verließt mich net! Suß, ech bringen dech om, wann de von mer giehst — Suß — Suß!" Er schrie es in verzehrender Angst und drückte sein Gesicht in die Falten des armseligen Rocks.

Sie sah auf ihn nieder mit einem rätselhaften Ausdruck, ihre Lippen hoben sich von den blinkenden Zähnen; es war ein grausames Lächeln, dann bückte sie sich langsam und kauerte neben ihm auf dem Boden nieder. Sie zog seinen Kopf in ihren Schoß und strich leise über sein zerwühltes Haar; immer über dieselbe Stelle, vom Wirbel bis zum Genick, immer wieder und wieder. „Laoß sin, Hubert," raunte sie dazu, „dat es net e su schlimm. Dat es gud, dat hän dod es, dän Schinner! Eweil kriehste dat Geld — freu dech, Hubert, freu dech!"

Er gab keinen Laut von sich.

* * *

Im Forſthaus war die Stube verdunkelt; es roch nach Karbol und allen möglichen Medikamenten. Der Jagdgehilfe und die Magd ſchlichen auf den Zehen, die Hunde krochen mit eingezogenem Schwanz in die Ecken. Ihren Herrn hatte man nach Hauſe gebracht auf einer Bahre von Zweigen.

Faſt vierundzwanzig Stunden hatte der Förſter im Wald gelegen, ehe man ihn gefunden; die Fliegen ſaßen auf ihm. Er lebte noch, aber wie! Von Grauſen und Wundfieber war ſein Verſtand umnachtet; er tobte, er ſchrie, er ſuchte den Verband abzureißen, er brüllte nach dem Gericht und wimmerte dann kläglich: „Annamargret, weg — was willſte — weg!“ Er ſchlug nach ſeiner Frau und ſchüttelte ſich bei ihrem Anblick.

Auf dieſe wilden Stürme waren Tage der tiefſten Abſpannung gefolgt, Tage, in denen mehr als einmal die ſchwache Lebensflamme zu erlöſchen drohte. Der Förſter lag auf dem Schmerzenslager, ein Schatten ſeiner ſelbſt, zum Skelett abgemagert, das Haar völlig ergraut, die Augen eingeſunken. Röchelnd ging der Atem aus der wunden Bruſt, die Lunge war von der Kugel durchbohrt. Er würde leben, ja, gewiß, aber — der Arzt zuckte die Achſeln, als Frau Katharina ihn fragte. Sie brach in lautes Geheul aus. Das hatte ihr gefehlt — en alten Mann und noch dazu en kranken Mann, en Krüppel! Sie rang die Hände, aber es war mehr Wut wie Schmerz.

Die Gerichtskommiſſion erſchrak, als ſie nach acht Tagen kam, um die Ausſage des Förſters zu Protokoll zu nehmen. Die Herren glaubten, dem Ausſehen nach, einen Sterbenden vor ſich zu haben, aber mit ungeahnter

Kraft saß der Kranke halb aufgerichtet in den stützenden Kissen. Eine wilde Energie ließ ihn die Schwäche überwinden. Er machte seine Aussage klar und bestimmt, und was er nicht in Worten sagte, das sagten seine Blicke; ein tödlicher, unversöhnlicher Haß sprühte aus den matten, eingesunkenen Augen beim Namen des Sohnes.

„Er war es, Hubert Pantenburg! Er hat mich totschießen wollen — fehl gegangen — ah!"

Mit einem Seufzer der Befriedigung sank der Förster in die Kissen zurück und schloß die Lider. Als sich die Herren geräuschlos entfernten, schlief er den ersten ruhigen Schlaf.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der Tat des jungen Pantenburg durch die Gegend. Die ganze Eifel war in Aufregung. Wo war er?

In den Dörfern läutete man Sturm, die Menschen rannten zu Hauf, die freiwillige Feuerwehr ward aufgeboten und suchte Berge und Schluchten ab — vergebens!

Aus den Flecken und Städtchen kam die Gendarmerie angerückt, mit Gerassel und Geklapper durchstreifte sie die Wälder — umsonst, alles umsonst!

Er war entwischt. Wohin? Keiner wußte es, und wer es vielleicht wußte, der schwieg. Kaufmann Kortz zu Wittlich wagte vor Furcht nicht, sein Haus zu verlassen, er verrammelte alle Türen, und manche andere machten's ihm nach, die Geld hatten, trugen's auf die Sparkasse — nur nicht im Hause behalten, keinen Pfennig; über Nacht konnte er kommen und alles wegholen. Ein dunkles Gerücht schwirrte durch die Luft, bald war es gewiß: er war nicht weit, er lauerte nur auf die nächste Gelegenheit, sich Geld zu verschaffen und damit über die Grenze zu flüchten.

Während die zu Wittlich ſich fürchteten, fürchteten die zu Manderſcheid ſich ebenſo; die zu Daun, zu Gerolſtein, zu Kyllburg, zu Hillesheim und ſo weiter erſt recht. Überall ſollte er ſein. Man wagte ſich nachts nicht mehr auf die Straße; wer durch den Wald zu wandern oder zu fahren hatte, tat's nicht allein. Der reiche Müller in der einſamen Neumühle zwiſchen Manderſcheid und Himmerod ließ allnächtlich ſeine bewaffneten Knechte wachen. War Hubert doch geſtern hier geſehen worden, vorgeſtern da — morgen war er dort — womöglich zur ſelben Stunde an ſechs Orten zugleich! O, dieſe Angſt!

Nur die Armen fürchteten ſich nicht, ſie wußten, was Hubert Pantenburg einſt lachend geſagt hatte: „De Armen haon neiſt, on dän Reichen ſchaod et neiſt!" Sie hatten nichts zu verlieren.

Auf dem Marktplatz zu Wittlich ſammelte ſich das Volk; kaum zu denken, daß das kleine Neſt ſo viel Menſchen in ſich barg. Das war ein Geſumme und Gewoge in dem Haufen, der ſich vor der Rathausmauer drängte.

„Kuckt elao — dreihunnert Mark."

„Hau! Hunnert Dahler — lao ſtieht et!"

„Is et menſchenmielich? Ene, ſu wat! Könder, e ſu ebbes es noach net paſſert!" Sie laſen alle den Zettel, der an der Wand klebte. Mit großen deutlichen Buchſtaben ſtand es darauf: „Belohnung! Dreihundert Mark Belohnung demjenigen, welcher den Aufenthalt des flüchtigen Hubert Pantenburg, der des Wilddiebſtahls und des verſuchten Mordes dringend verdächtig iſt, anzeigt oder ſelbigen der Behörde überliefert."

„Hau, dreihunnert Mark!"

„Dat es en Sündegeld," brummte Flickschneider Bonz und schlug seinen Nebenmann auf den abgeschabten Rock, „ech mechten et äwer net verdeenen — wat maant Ihr, Steffen?"

„O Jeß, ech och net! Dat mech unsen Hährgott bewaohr!"

Die beiden steckten die Köpfe zusammen und flüsterten; es war nicht viel zu verstehen, nur die letzten Worte klangen deutlicher: „Se saon, wann se em net kriehn, laoßen se Zaldaoten kommen — dän armen Deiwel!"

* * *

Durch den Kunowald marschierte ein Zug Soldaten, Trierer Neunundsechziger, etwa zwanzig Mann. Sie sahen müde und verdrossen drein. Ihre Uniformen waren mit Schmutz bespritzt, die Knöpfe von Nässe blind, die Hosen steckten in den kotigen Stiefeln.

„Trab — trab" ging es die Straße hinan. Ein feiner Regen stäubte nieder, die Waldbäume ließen traurig die Blätter hängen. Noch alles scheinbar grün, aber schon ein Geruch von absterbendem Kraut; ein bitterlicher Geruch, der über den Boden hinkriecht und von dort wie Moder aufsteigt. Die Luft herb; sie schauerte einem bis aufs Mark.

Die Soldaten schlenkerten die Hände hin und her und schlugen sie dann zusammen — huh, kalt! Verdrießlich — nun schon acht Tage die Eifel abgerannt und den Kerl nicht gefunden! Wo waren sie nicht überall herum gekrochen?! Jeder harmlose Wanderer wurde aufgegriffen und ausgefragt; immer war die Antwort verschieden. Der

wies nach Weſten, der nach Oſten — der nach Süden, jener nach Norden — ſo viel Köpfe, ſo viel Meinungen.

Heut morgen war's geweſen, da hatte man es ihnen aber geſteckt; der Pantenburg ſei gar nicht weit, er halte ſich im Kunowald zwiſchen Himmerod und Großlittgen verborgen, dort kenne er die Schliche am beſten. Das war gut geſagt, aber der Wald war groß und dicht und dabei das Hundewetter, und die Leute ſehnten ſich nach ihrer Kaſerne; mit ausdrucksloſen Mienen und ſtumpfer Gleichgültigkeit tappten ſie hintereinander drein.

„Halt!" Der Führer des kleinen Zuges blieb ſtehen und ſah ſich prüfend um. „Wo ſind wir?" Er zog die Karte aus der Bruſttaſche und faltete ſie auseinander. „Sie da, Krämer, machen Sie mal en krummen Buckel!"

Der Gerufene beugte den Rücken, die Karte wurde wie auf einem Tiſch ausgebreitet, und nun neigte ſich das dicke rote Geſicht des Vorgeſetzten darüber.

„Aha — alſo hier ſind wir," er ſtemmte den Finger feſt auf die Karte — ein Windſtoß drohte ſie wegzureißen — „wir ſind auf der Höh! Gradaus geht's nach Großlittgen, links kommen wir nach Himmerod — wo, in drei Teufels Namen, gehn wir nu zuerſt? — Zapperment noch emal, da ſoll doch — hm, hm!" Er ſchob die Mütze vom linken Ohr aufs rechte und pruſtete gewaltig.

„Herr Feldwebel," meinte ein Vorwitziger, „mer können uns ja teilen, zehn Mann gehn ſo erum, zehn Mann ſo. Steckt er hier, dann treiben mer ihn nach der Mitte; bei der Jagd macht mer et doch immer ſo!"

„Was hat Er zu reden? Maul halten, Er —" der Feldwebel ſchrie zornig den unberufenen Sprecher an,

packte unwirſch die Karte zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. „Ja, ihn treiben wie ein gehetztes Wild, das wär' ſo was. — Kotz Zackerlot, der verfluchte Bengel — wer hätte das gedacht?!“ Auf den kotigen Boden ſtarrend, murmelte Feldwebel Bonekamp die Worte in ſich hinein, und dann auffahrend: „No, was ſtiert ihr mich an? Voran — ſchnallt ab — hier wird Raſt gemacht!“

Er wies auf einen runden Platz zur Rechten, einigermaßen geſchützt von alten Buchen, die ihre breiten Äſte wie einen Schirm ausſtreckten. „Kaiſergarten“ ſtand an einer verwitterten Holztafel.

Verwundert wechſelten die Leute Blicke — jetzt hier raſten, bei der Näſſe, ſo kurz vorm Ziel? Ne, der Feldwebel war jetzt immer komiſch! „Mer ſoll'n Bucheckern freſſen,“ flüſterte der Vorwitzige den Kameraden zu; einige grinſten, die anderen ſchimpften heimlich.

Ne, ſo niederträchtig wie die letzten acht Tage war der Feldwebel nie geweſen!

Kopfſchüttelnd warfen die Leute die Torniſter zur Erde und wickelten ſich in ihre Mäntel; der Führer ging, etwas von ihnen entfernt, mit ſtarken Schritten auf und nieder.

Ja, Feldwebel Bonekamp hatte es ſchwer! Mußte auch gerade der Sergeant krank liegen, als das Militär aufgeboten wurde! Aber ehe er dem Unteroffizier Knopp, dem rohen Kerl, die Sache in den Fingern ließ, übernahm er lieber ſelbſt das Kommando.

„Aber, Bonekamp, es geht Sie ja eigentlich gar nichts an,“ hatte Hauptmann von Dümchen geſagt, als er bei dieſem die Inſtruktionen einholte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, geht mich auch gar nichts an, aber —“ das Weitere war in einem furchtbaren Pruſten erſtickt.

Bonekamps Herz war ſchwer; er hatte ſich zu dem Kommando gedrängt, obgleich es ihm ſo bitter ſauer wurde wie noch keins in ſeinem Leben. „Lieber Steine kloppen,“ brummte er ingrimmig. Aber ſie ſollten den Jungen nicht ſo roh anpacken, ſie ſollten ihn nicht behandeln wie einen gemeinen Mörder — nein! „Lieber Herrgott,“ ſeufzte der biedere Mann und warf einen vorwurfsvollen Blick gen Himmel, „du biſt mannigmal ganz kurios!“

Er hatte ſich ſeine Lebzeit nicht mit philoſophiſchen Betrachtungen abgegeben, aber die acht Tage in der Eifel, ja die! So viel geflucht hatte er noch nie und ſo viel gepruſtet erſt recht nicht.

„Er hat den chroniſchen Schnuppen,“ ſagten die Leute und lachten ihn aus. Was wußten die leichtſinnigen jungen Kerle, warum ihr Feldwebel pruſtete?!

„Schade — ſchade,“ ſagte Bonekamp laut vor ſich hin, als er durchs naſſe Moos auf und ab ſtampfte. Er ſah nach ſeinen Leuten hinüber; ſie hatten ſich's unter den ſchützenden Buchen, ſo gut es ging, bequem gemacht, er hörte ihr gedämpftes Lachen und Sprechen. Eigentlich müßten ſie hier doch ganz ſtill ſein — na aber — der Feldwebel ſeufzte.

Der Regen wurde ſtärker, im Genick war ſchon das reine Rinnſal; langſam und zudringlich rieſelten ihm Tropfen zwiſchen Hals und Kragen den Rücken hinunter. Er ſchauderte. Grau war alles ringsum; dort zwiſchen den Stämmen, den Abhang hinunter, braute ein weiß-

liches Nebelmeer, die Ferne wie mit einem Tuch verhangen.

Eintönig trommelte der Regen auf die Blätter, trostloses Vogelgekrächz in den Wipfeln; zwei Häher jagten sich, nun hatten sie sich gepackt und bissen aufeinander los, daß die Federn flogen. Der Einsame schreckte zusammen bei dem mißtönenden Gekreisch.

Und nun noch ein Laut — ein Tritt von nägelbeschlagenen Schuhen auf der steinigen Straße jenseits der Bäume! Wer kam da?

Bonekamp teilte die Büsche und streckte den Kopf vor — eine Frauensperson, ein Landmädchen, wie es schien, kam des Wegs; eilig schritt es durch den Regen, unter dem durchnäßten Kopftuch fuhren ein Paar funkelnde Augen unstet umher. Der abgerissene Rock schmiegte sich eng an die kräftigen Glieder, die Schultern deckte kaum eine zerfetzte Jacke.

„He, Mädchen, guten Tag! Woher kommste? Sag mal, hast du nicht —"

Er kam nicht zu Ende, sie sprang auf ihn zu und sah ihm forschend ins Gesicht. „Sein hei de Zaldaoten?" fragte sie hastig, ohne jeden Gruß; „seid Ihr dän Öwerschten?"

„Warum?" Er sah sie verwundert an, ihr bleiches Gesicht mit den zuckenden Lippen hatte ihm etwas Unheimliches — was wollte die Person? „Ja, der bin ich," sagte er laut, „was willste von mir?"

Sie stieß einen undeutlichen Laut aus, dann trat sie ganz dicht an ihn heran, so dicht, daß er das Beben ihrer Gestalt spürte, und flüsterte: „Kommt, hän schläft!"

„Wer schläft?"

„Noa," ſie ſchob finſter die Brauen zuſammen, „dän Hubert Pantenburg! Elao es hän —" ſie wies mit der Hand in das Nebelgewoge abwärts — „ech fiehren eich!" Sie langte nach ſeinem Arm.

„Du?!" Wie ein ekelhaftes Tier ſchüttelte er ſie von ſich. „Geh weg!"

„Ohoa," lachte ſie rauh, „ech duhn eich neiſt!" Sie trat wieder näher, ihre Augen blitzten ihn frech an. „Seid ihr et net, duht et en annern — Zaldaoten!" Sie erhob die Stimme ein weniges. „Soll ech ſe rufen?"

„Sei ſtill!" Er packte ſie derb am Arm und rüttelte ſie; ruhig blieb ſie ſtehen, nur ihre Blicke maßen ihn. „Mädchen, lügſt du oder ſagſt du die Wahrheit — iſt er wirklich hier?"

„Et is waohr" — ſagte ſie feſt und ihr bleiches Geſicht wurde noch um einen Schein bleicher — „ech fiehren eich!"

„Und — und —" Feldwebel Bonekamp ſtotterte ordentlich — „warum — warum — verrätſt du ihn?"

„Ech ſein arm —" ein gieriger Glanz war in ihren Augen — „on ech —" die Stimme verſagte ihr, ſie biß die Zähne ſo feſt auf die Unterlippe, daß ein Blutströpfchen herausquoll. „Laoßt ſin —" ziſchte ſie dann heiſer und atmete wie ein Erſtickender — „ech fiehren eich!"...

Wenige Minuten waren vergangen, ſo eilten Feldwebel Bonekamp und einige der Soldaten zu Tal. Sie liefen geräuſchlos, ohne ein Wort zu reden; vor ihnen her wie ein flüchtiger Schatten huſchte das Mädchen, nur mit dem Finger die Richtung andeutend. Auf aller Mienen lag ängſtliche Spannung, nur das Geſicht des Mädchens war undurchdringlich, wie von Stein.

Bonekamps Herz klopfte ungeſtüm, er rannte hinter der Führerin drein, eine ſeltſame Wut kochte in ihm und miſchte ſich mit einer großen Trauer; Schweiß und Regen liefen ihm gleich Tränen über die Backen.

Jetzt waren ſie im Grund — da war Kloſter Himmerod. Die Salm ging hoch und rauſchte wild.

Sie ſtampften durch die feuchtkalte Wieſe den Ruinen zu. Hinein ging's — durchs Portal — zwiſchen Trümmerhaufen — über Schutt und Geröll. Sie hatten nicht Zeit zu flüſtern; warnend legte das Mädchen den Finger auf die Lippen.

Jetzt kam der Kreuzgang! Schaurig pfiff der Wind durch die hohen Bogen — es war ſchon dämmerig — und jetzt — jetzt — der Gang war zu Ende, ein dunkles Loch gähnte in der Wand. Die Führerin blieb ſtehen.

Langſam hob ſie die Hand und wies auf die Öffnung: „Lao es hän!“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

LC
V656s1

102689

Author Viebig, Clara

Title Simson und Delila.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU